BLAU LICHT

176

Willi Koch ★★★★★★★★★

Der goldene Schlangenarmreif

Blaulicht 176

Willi Koch
Der goldene Schlangenarmreif

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin · 1977
Lizenz-Nr.: 409-160/101/77 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Peter Nitzsche
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 303 1
DDR 0,45 M

Der Juwelier und Goldschmied Ottokar Sander sitzt am gedeckten Tisch und ist mißgelaunter Stimmung. Eine geschlagene Viertelstunde wartet er bereits auf sein Frühstück. Nervös blickt er auf seine Armbanduhr. Acht Uhr dreißig. „Ulla!" ruft er. „Wie lange soll ich noch warten? Wir müssen ins Geschäft!"

In diesem Augenblick erscheint seine Frau. Die dampfende Kaffeekanne in der Hand haltend, nähert sie sich wortlos dem Tisch. Ulla Sander ist zwanzig Jahre jünger als ihr Mann.

Sie ist immer noch schön und begehrenswert, denkt Sander. Wie der enganliegende, seidene Morgenmantel ihre Formen betont! Noch weist ihr hübsches Gesicht keinerlei Falten auf. Man sieht ihr die Vierzig nicht an. Wie sehr er diese Frau liebt...!

Doch dann bilden sich Unmutsfalten auf seiner Stirn. Die begierigen Augen erlöschen, werden kalt. „Wenn man, statt sich zu erholen, nur seinen Vergnügungen nachgeht, die Nacht zum Tag macht, fällt einem der Alltag schwer", meint er zynisch.

Bevor Frau Sander ein Wort über die Lippen bringt, herrscht der Gatte sie an. „Hatte ich dich nicht gebeten, mir am Sonnabend auf die Datsche zu folgen? Da hattest du mir monatelang in den Ohren gelegen, das herrliche Grundstück zu kaufen. Ich scheute weder Geld noch Mühe, ließ einen Bungalow hinsetzen, der seinen zweiten

sucht, und nun kann ich meine wohlverdiente Ruhe an den Wochenenden allein genießen, starre abends die Tapetenwände an und führe Selbstgespräche. Das ist ein Leben! Meinst du, ich bemerke nicht, wie die Nachbarn schon über uns tuscheln? Also, wo warst du? 'raus mit der Sprache!"

Seine Frau schlägt die Augen nieder. „Ich sagte dir bereits, daß ich bei meiner Freundin war."

„Das hast du mir weisgemacht", bestätigt Sander und lächelt höhnisch. „Hättest sie ja mitbringen können. Du weißt, auf der Datsche ist Platz genug."

Frau Sander schüttet den Kaffee ein. Ihre Hände zittern. „Wenn man sich lange nicht gesehen hat, gibt es halt viel zu erzählen. Anett wünschte, daß ich bei ihr blieb. Ich wollte sie nicht enttäuschen."

„Aber mich kannst du enttäuschen, was?" Ottokar Sander betrachtet seine Frau aus zusammengekniffenen Augen. Er stößt die Kaffeetasse zur Seite, so daß der Inhalt überschwappt und auf der weißen Damasttischdecke eine braune Lache hinterläßt.

„Iß doch!" bittet ihn seine Frau.

Doch Ottokar Sander ist das Essen vergangen. Mit hastigen Schritten geht er mehrmals durch das Zimmer. Plötzlich bleibt er stehen. „Schluß mit dem ganzen Theater!" schreit er. „Ich werde dir deine Anett beschreiben... Sie hat eine Tennisspielerfigur, trägt ein Oberlippenbärtchen, heißt Hubert Groß, wohnt in Berlin-Friedrichshagen, ist Makler und ernährt sich von undurchsichtigen Geschäftspraktiken, stimmt's?"

Frau Sander ist blaß geworden. „Es stimmt", sagt sie nur, „aber es ist aus zwischen uns. Das mußt du mir glauben! Wirklich, ich habe Schluß gemacht", bekräftigt sie noch einmal, als sie den Zweifel in den Augen ihres Mannes liest. „Du hast recht, ich habe in der Nacht kein Auge

zugetan, bin kreuz und quer durch die Gegend gefahren. Ich mußte mit mir ins reine kommen. So, wie es bisher war, konnte es nicht weitergehen. Das war kein Leben mehr für mich und auch nicht für dich..."

Sander steht bewegungslos, den Mund vor Staunen leicht geöffnet. Das Blut hämmert in seinen Schläfen. „Sag das noch einmal!" bittet er. „Ist es war? Du hast wirklich mit ihm Schluß gemacht? — Und es wird alles wieder so zwischen uns, wie es einmal war? — Du wirst mich nicht verlassen, wirst immer bei mir bleiben?"

„Die Nacht war lang. Ich habe mir diese Frage reiflich überlegt", sagt sie schlicht. „Wenn du mir verzeihst, etwas Geduld mit mir hast und mich noch willst, bleibe ich."

Ottokar Sander stellt keine Fragen, forscht nicht nach Gründen, ihm genügt die Tatsache, daß seine Frau, die er liebt, zu ihm zurückgefunden hat. Er tritt auf sie zu und umarmt sie. Die qualvollen Monate der Pein sind vergeben und vergessen.

„Für mich ist das ein bedeutungsvoller Tag", sagt Sander. „Du hattest früher immer den goldenen Schlangenarmreif so bewundert... Ich will ihn dir schenken."

Ottokar Sander, dem die Pünktlichkeit über alles geht, stört es an diesem Morgen nicht, daß er zehn Minuten später die Treppe zum Laden hinuntersteigt. Wie stets führt ihn auch heute sein Weg zunächst in den Tresorraum. Er schiebt die Rembrandt-Reproduktion „Mann mit dem Goldhelm" beiseite, schließt den Tresor auf und... traut seinen Augen nicht. Entsetzt blickt er in das Stahlfach. Ottokar Sander ist ein ordentlicher Mensch, und was er hier sieht, treibt ihm das Blut zu Kopf. Der Schmuck ist durchwühlt. Nie hat er ihn so hinterlassen. Jemand war am Tresor, erschrickt er. Da

fehlen doch wertvolle Stücke... Wo ist der Schlangenarmreif...? Er kann ihn nirgendwo entdecken... Eine Weile verharrt er fassungslos. Seine Hände beginnen zu zittern. Schweiß tritt auf seine Stirn. Kraftlos fallen seine Arme herunter und hängen schlaff am Körper. Ich bin bestohlen worden, denkt er. Man hat mich bestohlen. Und diese Feststellung macht ihn wieder vital. „Ulla...! Ulla...!"

Kriminalhauptwachtmeister Hahn diktiert im Vorzimmer des K-Leiters der hübschen Sekretärin Gabi das Protokoll vom letzten Mopeddiebstahl. Der fünfundzwanzigjährige Junggeselle sieht dabei wohlgefällig auf die schlanke Gestalt und ist sichtlich beeindruckt, wie die flinken Finger nur so über die Tasten jagen. Erst das Räuspern der Sekretärin, die auf den nächsten Satz wartet, lenkt seine Gedanken wieder in dienstliche Bahnen.
Da verlangt ihn Oberleutnant Schröder zu sprechen.
Den K-Leiter, Hauptmann Klotz, vertritt seit zwei Tagen der Oberleutnant. Seitdem der Chef seinen Jahresurlaub angetreten hat, nimmt er mit selbstverständlichem Recht dessen Stuhl hinter dem Schreibtisch ein.
In wenigen Wochen wird es sowieso sein Stuhl sein, denkt der Hauptwachtmeister. Das pfeifen ja schon die Spatzen von den Dächern, daß der Hauptmann in den Bezirk zum Dezernat aufsteigen wird, und der Schröder hat das Zeug zu einem tüchtigen K-Leiter.
„Wie weit sind sie mit dem Protokoll?" will der Oberleutnant wissen.
„Fast fertig."
„Und unsere neue Sekretärin gefällt Ihnen ausnehmend gut, nehme ich an."
Hahns Gesicht errötet leicht. Er fühlt sich ertappt. Aber

so ist der Schröder, ihm kann man nichts verheimlichen.
„Ja, sicher doch", bekennt er ehrlich.
„Ich habe nichts dagegen, wenn Sie Ihren Familienstand verändern wollen", fährt der Oberleutnant fort, „Zeit wäre es und wahrscheinlich auch Ihrer Arbeit förderlich, aber in den Diensträumen hört die Flirterei auf, klar?"
Hahn wird noch verlegener.
Der Oberleutnant greift nach der Zigarrenkiste seines Vorgängers, klappt den Deckel auf und zu, nimmt schließlich eine Zigarre heraus und steckt sie sich an.
Hahn staunt. Dann schaut er amüsiert zu, wie sein Vorgesetzter mit hastigen Zügen die „Diplomat" in Brand bringen will. Da hat dieser Mensch vor zwei Jahren einen heroischen Kampf gegen seine Rauchersucht geführt, denkt er, und kaum sitzt er auf dem Stuhl, schon nimmt er die Gewohnheiten des „Alten" an. Es soll ja häufiger vorkommen, daß jemand seinen Chef nachahmt, doch die Zigarre macht aus Schröder noch keinen Hauptmann Klotz. Außerdem hat das Schröder gar nicht nötig. Der ist Persönlichkeit genug.
Als hätte der Oberleutnant die Gedanken seines Mitarbeiters erraten, zerschlägt er plötzlich den blauen Nebel um sich, verzieht das Gesicht zu einer leidenden Grimasse und zerdrückt den stattlichen Rest seiner Zigarre.
„Ihre Schwäche, Genosse Hahn, dem weiblichen Geschlecht gegenüber reicht der Abteilung. Da wollen wir uns nicht noch neue Schwächen aufladen."
Hauptwachtmeister Hahn grinst. Eigentlich enttäuscht ihn der Oberleutnant. Zumindest hat er mit einem Sprichwort oder einem Aphorismus gerechnet, mit Schröders Spezialstrecke.
Das Telefon rasselt.

Oberleutnant Schröder hebt den Hörer ab und meldet sich. Den Wortschwall des Anrufers läßt er geduldig über sich ergehen. „Wir kommen", sagt er kurz.
Zum Hauptwachtmeister, der ihn fragend ansieht, antwortet er ebenso kurz: „Einbruch bei Juwelier Sander. Verständigen Sie den ABV und den Kriminaltechniker.
„Aus mit der Sauregurkenzeit", witzelt Hahn.
Der Oberleutnant faßt es wie einen Seufzer auf und deklamiert: „Lernen kann man arbeiten nur durch Arbeit. Die Ruhe tötet, nur wer handelt, lebt."
Sprichwort-Schröder, denkt Hahn ziemlich respektlos, geht durch das Vorzimmer und wirft der verdatterten Sekretärin eine Kußhand zum Abschied zu.
Als der Oberleutnant ihm folgt, trägt das Mädchen immer noch die Röte im Gesicht. Schmunzelnd gewahrt er es, legt väterlich die Hand auf Gabis Schulter und sagt betont ernst: „Wenn dich die bösen Buben lokken..."

Als Oberleutnant Schröder, der ABV Unterleutnant Jakobi, Hauptwachtmeister Hahn und der Kriminaltechniker das VPKA verlassen, ist es kurz nach zehn Uhr. Die Sonne sticht heiß vom Himmel, und das Straßenpflaster reflektiert ihre Strahlen schon um diese Zeit zu einer fast unerträglichen Hitze.
„So wünsche ich mir mein Urlaubswetter", sagt der Oberleutnant und denkt etwas neidvoll an Hauptmann Klotz, der sich in Ahlbeck jetzt sicherlich in die Wogen der Ostsee stürzt.
Die vier Polizisten erreichen den Platz der Jugend. Nichts deutet am Juweliergeschäft auf einen Einbruch hin. Durch das Schutzgitter kann man in der Schaufensterauslage Ringe, Broschen, Ketten mit Anhängern

und Armreife liegen sehen, die dem interessierten Beschauer bereits monatelang vertraut sind. Die Türglocke läutet. Herr Sander kommt den Eintretenden aufgeregt entgegen.
Der Oberleutnant weist sich aus und stellt die Genossen als seine Begleiter vor.
Sanders Stimme droht sich zu überschlagen: „Schauen Sie sich das an, meine Herren! Treten Sie näher." Er führt sie in den Tresorraum, der gleichzeitig seine Arbeitsstätte ist. „Ich komme heute früh ahnungslos ins Geschäft, öffne den Tresor und muß feststellen, daß ein Teil des Schmucks spurlos verschwunden ist. Mir ist das rätselhaft, völlig rätselhaft. Der Tresor war fest verschlossen."
Der Kriminaltechniker betrachtet den Geldschrank. „Da ist keine besondere Sicherung vorhanden. Der ist mit einem Spezialschlüssel zu öffnen."
„Wieviel Schlüssel gibt es zu diesem Safe?" wendet sich Schröder an den Juwelier.
„Nur einen, Herr Oberleutnant", beteuert Sander, „und den trage ich Tag und Nacht bei mir." Er öffnet sein Hemd, bringt ein kleines Ledertäschchen zum Vorschein, aus dem er einen Hohlschlüssel mit zwei entgegengesetzten Bärten zieht.
„Wie hoch schätzen Sie den Schaden?" fragt Schröder.
„Achzigtausend Mark mindestens; aber das schlimmste ist, daß der Schmuck zum großen Teil aus Kundenmaterial besteht. Was soll ich den Leuten sagen...? Das spricht sich herum. Wer vertraut mir noch...? Sie müssen mir unbedingt helfen, Herr Oberleutnant. Der Schmuck muß wieder her. Ich will gerne eine Belohnung aussetzen, wenn ich bloß zu meinem Schmuck komme."

Der Oberleutnant nickt nachdenklich. Plötzlich fragt er: „Ist so ein kleiner Schlüssel nicht ein bißchen wenig Sicherung für so einen wertvollen Schatz? Da gibt es doch Kombinationsschlösser, ich meine so Zahlen- oder Buchstabenschlösser."
Sander schüttelt den Kopf. „Ich bin jetzt vierzig Jahre im Geschäft, habe es von meinem Vater übernommen, samt dem Tresor, aber nie ist aus dem Wandschrank auch nur das kleinste Schmuckstück verschwunden."
„Der Krug geht so lang zu Wasser, bis er bricht."
„Wie bitte?" fragt Sander.
„Ach, nichts", winkt Schröder ab. „Wann haben Sie den Tresor zuletzt benutzt?"
„Am Freitagnachmittag, bevor ich mit meiner Frau zum See rausgefahren bin. Wir haben am Röhler See ein kleines Wassergrundstück, müssen Sie wissen."
„Kleines ist gut", kann sich der ABV nicht verkneifen.
„Und wann sind Sie zurückgekommen?" forscht der Oberleutnant.
„Erst heute früh. Man muß die herrlichen Tage doch nutzen. So einen schönen Sommer hat man nicht alle Jahre."
„Dann kann die Tat Freitag, Samstag oder Sonntag nacht begangen worden sein", bemerkt der Hauptwachtmeister.
„Woraus schließen Sie, daß sie überhaupt in der Nacht begangen wurde?" fragt Schröder, doch bevor Hahn antworten kann, hat sich sein Vorgesetzter wieder dem Juwelier zugewendet. „Hatten Sie Gäste auf Ihrem Wochenendgrundstück?"
„Nein, ich war mit meiner Frau allein."
„Auch nicht vorübergehend?"
„Nein, bestimmt nicht."
„Es wäre möglich, daß man Ihnen den Schlüssel am See

entwendet und ihn dann unbemerkt zurückgebracht hat."
Das hält Sander für ausgeschlossen.
„Tragen Sie auch beim Baden das Täschchen bei sich?"
„Gewöhnlich ja, aber ich war diesmal gar nicht baden, sondern habe mich nur auf der Terrasse gesonnt."
„Kann eine Putzfrau in der Zwischenzeit die Räume betreten?"
„Nein, nein, sie kommt nur, wenn wir anwesend sind. Eigene Schlüssel besitzt sie nicht. Als sie heute morgen kam, mußte ich sie zurückschicken."
Der Kriminaltechniker nähert sich Schröder. „Ich hätte mir den Weg ersparen können, Genosse Oberleutnant. Eine daktyloskopische Untersuchung ist überflüssig. Die Gitterstäbe an den Fenstern sind unversehrt. An den Türen befinden sich Sicherheitsschlösser, sogenannte Zylinderschlösser."
„Und keine Spuren von Gewaltanwendung?"
„Nicht die geringste Spur."
„Ja, ja, Herr Oberleutnant", ereifert sich Sander, „hier kann niemand mit einem billigen Dietrich durch die Räume spazieren. Im Grunde bin ich ein vorsichtiger Mensch und überprüfe, bevor ich wegfahre, jede einzelne Tür."
Schröder hat nur mit halbem Ohr hingehört. „Welche Möglichkeiten gibt es, um in den Tresorraum zu gelangen, Herr Sander?"
„Zwei. Wenn man von der Straße kommt, muß man durch die Ladentür, und vom Laden gelangt man in den Tresorraum. Das ist die eine Möglichkeit."
Schröder überlegt. „Wenn man den Tresor mit einbezieht, muß der Dieb über drei Schlüssel verfügen. Und die andere Möglichkeit?"
„Man kann von der Straße durch das Hoftor, dann durch

die Hoftür ins Haus, schließlich gelangt man durch das Hinterzimmer, das mir als eine Art Lagerraum dient, in den Tresorraum."
Schröder zählt nach. Hoftor, Haustür, Hinterzimmer, Tresorraum und Tresor. Dazu benötigt der Dieb gleich fünf Schlüssel. Der Weg dürfte der beschwerlichere sein, hat allerdings den Vorteil, daß von der Straße aus nicht gesehen werden kann, wenn ein Unbefugter den Laden betritt... Gibt es Zweitschlüssel?"
Sander verneint.
„Und ihre Frau...? Welche Schlüssel besitzt Ihre Frau?"
„Sie hat den Ladenschlüssel. Vom Laden führt eine Tür zum Flur, also über die Treppe in unsere Wohnung. Außerdem besitzt sie den Hoftorschlüssel und Haustürschlüssel vom Hofeingang. So kommt sie auch über die Treppe in die Wohnung."
„In den Tresorraum und ins Hinterzimmer kann sie nicht?"
„Mit meinen Schlüsseln, aber die habe ich ständig bei mir. Sie betritt die Räume nur während meiner Anwesenheit."
„Wie ist das mit dem Hof?" fragt der Oberleutnant. „Ist er für Sie allein zugängig?"
„Nein, auch das Nachbarhaus hat seinen Zugang von diesem Hof. Die Leute müssen ebenfalls durch das Hoftor."
„Wer wohnt dort?"
„Da wohnen zwei Familien. Die eine heißt Kramer und ist sehr angesehen. Er ist Lehrer an der Erweiterten Oberschule und sie Sachbearbeiterin beim Rat des Kreises, Abteilung Volksbildung. Sie sind übrigens gar nicht zu Hause. Er leitet an der Ostsee ein Ferienlager, und sie verbringt ihren Urlaub dort. Die andere Familie heißt Emmisch. Ein Ehepaar und ein Sohn. Die Eltern

sind rechtschaffene Menschen, gehen ihrer Arbeit nach. Man spürt sie kaum, so unauffällig leben sie. Aber der Sohn Gert, das ist ein Früchtchen. Vor einiger Zeit, als das mit den Laubendiebstählen war..."

„Das ist uns bekannt, Herr Sander. Wenn ich mich recht entsinne, wurde er verurteilt und seine Strafe zur Bewährung ausgesetzt."

Der ABV bestätigt es.

„So, und nun möchte ich Ihre Frau sprechen, Herr Sander."

Der Juwelier sieht den Oberleutnant erstaunt an. „Muß das unbedingt sein? Sie hat in der Nacht kaum geschlafen und sich noch einmal hingelegt. Die ganze Aufregung, Sie verstehen..."

„Ich glaube kaum, daß ein Diebstahl im eigenen Haus ein sanftes Ruhekissen sein kann", bemerkt Schröder sarkastisch. „Wo kann ich sie also sprechen?"

„Wenn Sie oben im Wohnzimmer Platz nehmen wollen, werde ich sie rufen."

Den Kriminaltechniker schickt der Oberleutnant zum VPKA zurück. Der ABV und Hauptwachtmeister Hahn folgen die Treppe hinauf ins Wohnzimmer.

Sie haben kaum in den Polstersesseln Platz genommen, als Ulla Sander erscheint. Die Frau sieht nicht aus, als hätte man sie aus dem Schlaf geweckt, denkt Schröder. Sie trägt ein buntes Sommerkleid, ist gut frisiert, setzt sich den Polizisten gegenüber in den Sessel und hält die Augen fragend auf den Oberleutnant gerichtet.

Schröder betrachtet sie einen Augenblick, aber seine Gedanken sind nicht zu erraten. Plötzlich fragt er: „Auf dem Hof stehen zwei Wagen. Gehören beide Ihnen!"

Ulla Sander hat zwar eine ganz andere Frage erwartet, aber sie gibt ruhig Antwort. „Der Polski Fiat gehört meinem Mann und der Škoda mir."

„Benutzen Sie immer beide Wagen, wenn Sie zum Wochenendgrundstück hinausfahren?"
Frau Sander versteht nicht gleich.
„Ich meine", erläutert Schröder seine Frage, „man kann doch in einem Wagen ein gemeinsames Ziel erreichen. Man spart Benzin..."
Ulla Sanders Gesicht überzieht eine leichte Röte. „Ich muß gestehen, ich war an diesem Wochenende nicht auf dem Grundstück, sondern in Berlin, und bin erst gegen morgen hier eingetroffen. Am Röhler See war diesmal mein Mann allein."
„Aber Ihr Mann sagte doch..."
„Das hat er aus Rücksicht mir gegenüber gesagt. Bestimmt wollte er mich nicht kompromittieren. Nehmen Sie es ihm nicht übel! Welcher Ehemann informiert Fremde gern darüber, daß seine Frau das Wochenende nicht mit ihm, sondern mit ihrem Liebhaber verbracht hat? Ich sage Ihnen das lieber gleich. Sie würden es bei Ihren Ermittlungen doch erfahren. Das wäre mir noch unangenehmer. Zum Glück für uns beide ist diese Affäre seit heute nacht nun vorbei. Mein Mann und auch ich sind sehr froh darüber. Ein Hubert Groß aus Berlin-Friedrichshagen existiert für uns nicht mehr."
„Über welche Schlüssel verfügen Sie, Frau Sander?" wechselt Schröder das Thema.
„Ich besitze den Schlüssel zum Laden, den vom Laden zur Wohnung, den Hoftorschlüssel und den Schlüssel von der Hoftür. Wohnungs-, Garagen- und Kellerschlüssel interessieren Sie ja wohl nicht."
„Nein, nein", beeilt sich Schröder zu sagen. „Die Schlüssel zu den anderen Räumen sind Einzelexemplare?"
„Jetzt sicherlich. Es existierten mal Zweitanfertigungen, die unser Goldschmied besaß."

Als die Polizisten sie fragend anschauen, fährt sie fort: „Ja, bis vor einem halben Jahr arbeitete Hans Heiße bei uns als Goldschmied. Er kam bei einem Autounfall nach Dresden ums Leben. Am Schlüsselbund, das wir von seinen Eltern zurückbekamen, befanden sich Hoftor- und Ladenschlüssel. Das zweite Bund mit den restlichen Schlüsseln muß wohl am Unfallort verlorengegangen sein. Wir haben es jedenfalls nie wiederbekommen."
„Gehörte zu den verlorengegangenen Schlüsseln auch der Tresorschlüssel?"
„Nein, Herr Oberleutnant, der existiert nur einmal, aber Herr Heiße verfügte über ihn, wenn wir in Urlaub waren. Wir hatten uneingeschränktes Vertrauen zu ihm, und es kam ja auch nie zu Beanstandungen."
„Es ist möglich, daß wir Sie später noch einmal bemühen müssen", entschuldigt sich der Oberleutnant im voraus, „denn noch ist die Angelegenheit unüberschaubar."
„Mir ist das Ganze ebenfalls rätselhaft, aber selbstverständlich stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung."

Ottokar Sander treffen die Polizisten im Tresorraum. Der Oberleutnant mustert ihn. „Wenn Sie wollen, daß wir Ihnen helfen, müssen Sie hübsch bei der Wahrheit bleiben. Warum haben Sie nicht gesagt, daß Sie allein auf dem Grundstück waren...? Lügen bringen uns kein Stück weiter."
Sander steht verdattert da.
„Übrigens blieben die Zweitschlüssel des Herrn Heiße auch unerwähnt. Warum?"
Sander macht eine hilflose Geste. „Entschuldigen Sie bitte, das liegt ein halbes Jahr zurück, es war mir nicht mehr gegenwärtig."
„Das ist doch ein unverzeihlicher Leichtsinn von Ihnen", wettert Schröder weiter. „Sie mußten immer damit

rechnen, daß die Schlüssel in falsche Hände geraten. Neue Sicherheitsschlösser wären erschwinglich und vonnöten gewesen."
Sander ist eingeschüchtert. „Der plötzliche Tod Heißes hat mich kopflos gemacht", stottert er. „Eine kurze Zeit habe ich auch daran gedacht, es aber wieder vergessen."
„Es wird nichts Gutes, außer man tut es", hält es Schröder mit Erich Kästner.
„Wie bitte?" fragt Sander, der abermals Schröders Sprichwortweisheit nicht verstanden hat, was Hauptwachtmeister Hahn schmunzelnd quittiert.
„Bringen Sie das endlich in Ordnung, meine ich, bevor noch größeres Unheil geschieht, und fertigen Sie eine Liste an von den abhanden gekommenen Schmuckstücken", fordert der Oberleutnant.
„Das versteht sich", sagt der Juwelier und gewinnt allmählich seine Selbstsicherheit zurück. „Übrigens sprachen wir vorhin von dem jungen Emmisch. Man soll ja vorsichtig mit übereilten Verdächtigungen sein, aber wenn Sie mich fragen, der hat aus der Sache von damals nichts gelernt. Ein ganz ungehobelter Patron. Er arbeitet zwar im Wälzlagerwerk, doch Abend für Abend ist er Stammgast im ‚Grünen Kranz', kommt betrunken nach Hause, manchmal bringen sie ihn sogar angeschleppt. Ob er sich das bei seinen bescheidenen Verhältnissen erlauben kann?"
Schröders Gesicht ist undurchschaubar. „Man soll nicht fremde Äcker pflügen, wenn die eigenen brachliegen, Herr Sander", meint er nur. „Sie hören von uns."
Als die Polizisten den Laden verlassen, schließt Ottokar Sander die Tür hinter ihnen zu. Hauptwachtmeister Hahn, der sich noch einmal umdreht, liest auf dem kleinen Schild: Wegen Inventur geschlossen.

Oberleutnant Schröder ist auf dem Weg zum Wälzlagerwerk. Er sucht die schmalen Schatten der Häuser, um nicht der prallen Sonne ausgesetzt zu sein. Seine Gedanken kreisen ihm wirr im Kopf. Der Fall „Sander" beschäftigt ihn. Da bietet sich kaum eine Angriffsfläche, denkt er, nichts, wo man hinlangen kann. Und trotzdem, die Zweitschlüssel müssen ein Weg zur Lösung sein, wenn Sander seine eigenen so sorgfältig verwahrt, wie er behauptet. Heiße besaß Zweitschlüssel. Nur er. Wer sagt überhaupt, daß er sie auf der Fahrt nach Dresden, als der Unfall passierte, mitgehabt hat? Wenn nicht, müßten sie sich hier in der Stadt befinden. Irgend jemand muß sie gefunden oder gestohlen haben. Ein gefundener Schlüssel ist meist wertlos, weil man das dazugehörige Schloß nicht finden kann. Stiehlt man einen Schlüssel, besitzt man meist auch Vorstellungen über seine Verwendung.

Schröder hat nur noch eine kurze Wegstrecke bis zum Werk. Warum Emmisch? denkt er. Warum nicht...? Jeder vermeintlichen Spur muß nachgegangen werden, wenn sie auch nicht gleich zu brauchbaren Ergebnissen führt. Nichts ist mühsam, was man gerne tut. Nur so findet man die vielen kleinen Mosaiksteinchen, die zu einem Gesamtbild beitragen.

Der alte Pförtner Krause begrüßt den Oberleutnant wie einen alten Bekannten, den er nur wenige Wochen nicht gesehen hat. „Ja, der Emmisch arbeitet in der Schleiferei. Den Weg dorthin brauch' ich dir ja nicht zu zeigen. Den müßtest du noch kennen."

„Stimmt, Vater Krause. Ich bin ihn oft genug gegangen."

Als Schröder seinen ehemaligen Meister Böttger trifft, gibt es wieder ein Händeschütteln. Den Grund seines Kommens hat der Oberleutnant schnell erzählt.

„Ja, der Emmisch ist bei uns", bestätigt Böttger. „Übrigens ein ausgezeichneter Facharbeiter. Präzise in seiner Arbeit, pünktlich, willig und fleißig. Der macht keinen Ärger, wenn man ihn in Ruhe arbeiten läßt. An seiner wunden Stelle darf man natürlich nicht kratzen, dann wird er wild... Der hat daraus gelernt, verlaß dich drauf!"
Dem Oberleutnat fällt die Aussage des Juweliers ein. Sie war nicht so positiv. „Emmisch soll sich viel im ‚Grünen Kranz' aufhalten."
„Das hat seinen Grund", gibt der Meister zu. „Klar, die jungen Leute kippen gerne mal einen, auch mal einen über den Durst. Wenn die Arbeit nicht darunter leidet, sollen sie. Aber der Hauptgrund ist die hübsche Serviererin Vilma, Gerts neue Freundin."
„Du weißt erstaunlich gut über deine Leute Bescheid", lobt der Oberleutnant und lächelt.
„Habt ihr mir früher etwas verheimlichen können?" fragt der alte Meister. „Mein Büro stelle ich dir gern zur Verfügung, wenn du dich mit Emmisch unterhalten willst."

Gert Emmisch erschrickt, als sich der Oberleutnant von der Kriminalpolizei vorstellt, noch mehr, als er vom Einbruch beim Juwelier Sander erfährt.
„Ach...! Und weil ich dort wohne, fällt natürlich gleich der Verdacht auf mich", begehrt Emmisch auf. „Wie könnte es auch anders sein! Da hat man mal eine Dummheit gemacht, aber die hängt einem sein ganzes Leben lang an... Hören Sie, ich lasse mir nichts zuschulden kommen. Ich habe Bewährung, bin froh darüber, aber es reicht. Meinen Sie, ich möchte eines Tages die Luft nur noch gesiebt atmen?"
„Nun beruhigen Sie sich, Herr Emmisch", besänftigt ihn

der Oberleutnant. „Wir führen eine routinemäßige Untersuchung durch. Da ergeben sich einige Fragen. Das ist alles."
„Was wollen Sie wissen?"
„Vielleicht ist ihnen etwas aufgefallen?"
„Was soll mir schon aufgefallen sein!" entgegnet Emmisch trotzig. „Der Sander soll besser auf seinen Kram aufpassen als andere Menschen verdächtigen, der arrogante Kerl. Der weiß nicht, wie hoch er die Nase tragen soll. Auf einen wie mich schaut der nur von oben herab. Ich habe ihn anfangs gegrüßt, aber denken Sie, der dankt einmal? Nun kann ich über den stolpern; ich seh' ihn nicht mehr, diesen feinen Pinkel. Zwei teure Wagen, Datsche am See, aber solche Typen können den Hals nicht voll genug kriegen... Und jetzt haben sie ihn bestohlen? Was macht das dem? Die Versicherung zahlt."
„Wie haben Sie Ihr Wochenende verbracht?"
„Danke, ganz gut. Am Freitagabend und am Sonnabend kann sich unsereins schon mal was leisten. Man sitzt mit Freunden zusammen, trinkt ein paar Bierchen, aber am Sonntag geht es beizeiten in die Falle. Schließlich muß man am Montag früh 'raus."
„Kommen Sie häufig betrunken nach Hause?"
„Das war wohl nichts?" Emmisch starrt den Oberleutnant entsetzt an. „Das hat ihnen wohl der Sander gesteckt...?" Nach einer Pause meint er: „Freitag vor acht Tagen, da hatte ich einen anständigen geschnasselt, doch da hatte der Wenzel schuld, ein Arbeitskollege von mir..."
„Der Blonde an dem Schleifautomaten?" erkundigt sich Schröder.
„Genau der. Kennen Sie ihn? Er ist der Wirtssohn aus dem ‚Grünen Kranz' und bedient meistens unsern

Stammtisch. Der wollte sich einen Jux machen und hat mir heimlich Schnaps ins Bier gegossen."
„Warum hat er das getan?"
„Was weiß denn ich... Vilma hat es mir zugetuschelt, sonst hätt' ich es nicht bemerkt. Der bucklige Scholl und die schöne Andrea mußten mich nach Hause bringen. Das war das einzige Mal, daß ich betrunken war."
„Was sind das für Leute, der Scholl und die schöne Andrea?" forscht Schröder.
„Die Andrea war bisher die Freundin von Wenzel. Seit einiger Zeit macht sie auch dem Scholl schöne Augen. Mir völlig unverständlich. Daß das der Wenzel duldet! Na, mir kann es egal sein, aber wenn ich so etwas von meiner Vilma erführe, setzte es was!"
„Wo arbeiten die beiden?"
„Der Scholl ist in unserem Werk Lohnbuchhalter; die Andrea arbeitet bei der DEWAG als Sekretärin, nimmt Annoncen auf und so was..."
„Das wär' es eigentlich schon, Herr Emmisch", sagt Schröder und erhebt sich. „Haben Sie zufällig Ihren Hoftorschlüssel bei sich?"
Emmisch staunt über die Frage, zieht aber aus der Hosentasche das Schlüsselbund. „Dies ist er."
Schröder betrachtet intensiv den Schlüssel. „Es tut mir leid, meint er endlich, „ich muß ihn mitnehmen."
„Ist was mit dem Schlüssel?"
„Ich fürchte, ja. Der Bart zeigt jetzt noch Wachsreste auf. Man kann sie mit dem bloßen Auge erkennen. Wahrscheinlich hat dieser Schlüssel dem Dieb als Vorlage gedient. Wir werden das untersuchen."
Gert Emmisch wird fahl im Gesicht, sein Blick ängstlich. „Das... das darf doch nicht wahr sein", stottert er. „Ich... ich weiß davon nichts, mit dem Wachs und so, ehrlich...! Wie ist so was möglich?"

„Nun mal ruhig", sagt Schröder. „Möglich ist alles. Wenn Sie sich nichts vorzuwerfen haben, brauchen Sie sich darüber keine Gedanken zu machen."
Allmählich beruhigt sich Emmisch. „Und der Schlüssel?"
„Den bekommen Sie in ein paar Tagen wieder."
„In ein paar Tagen? So'n Müll! Da kann ich mir heute noch einen neuen feilen. Ohne Schlüssel komm' ich abends nicht ins Haus. Und gerade heute bin ich verabredet."
Schröder zuckt bedauernd die Schultern. „Haben Sie Ihren Schlüssel in letzter Zeit mal aus der Hand gegeben? Oder ihn vemißt?"
Emmisch schüttelt den Kopf.
Lächelnd meint Schröder: „Sollte ja einem tüchtigen Zerspaner nicht allzu schwerfallen, so einen Schlüssel zu feilen." Dann wird er ernst. „Über unsere Unterhaltung zu niemandem ein Wort, klar?"

Am Dienstagmorgen sitzt Oberleutnant Schröder hinter dem Schreibtisch und betrachtet die Aufstellung des Juweliers Sander. Das sind Beträge! denkt er.
Es klopft an der Tür, und herein kommt Obermeister Weber von der Verkehrspolizei.
„Was führt Sie zu mir, Genosse Obermeister?"
„Wir hatten gestern gegen dreiundzwanzig Uhr einen Verkehrsunfall in der Heinrich-Zille-Straße. Durch einen anonymen Anruf wurden wir verständigt. Kurze Zeit später waren wir und auch der Arzt an der Unfallstelle. Der junge Mann, ein gewisser Heinz Scholl, stand unter Alkohol und verunglückte ziemlich schwer. Doppelter Schädelbasisbruch und auch innere Verletzungen. Er ist jetzt noch ohne Bewußtsein, und es besteht akute Lebensgefahr. Scholl benutzte ein fremdes

Motorrad, aber er muß nach dem Unfall noch überfahren worden sein. Das hat die Untersuchung einwandfrei ergeben. Wir gehen der Fahrerflucht nach.
Weshalb ich aber zu Ihnen komme: Merkwürdigerweise befand sich in der Hosentasche des Verunglückten ein äußerst kostbarer Armreif. Seiner Mutter, die noch in der Nacht ins Krankenhaus kam, war der Schmuck unbekannt. Ich habe ihn an mich genommen." Weber legt den goldenen Schlangenarmreif dem Oberleutnant auf den Schreibtisch.
Schröder sieht noch einmal die Liste durch. „Stimmt", meint er, „ein goldener Schlangenarmreif. Sander muß es zwar erst bestätigen, aber wie ich die Dinge sehe, stammt er zweifellos aus dem Diebesgut. Wie, sagten Sie, heißt der Verunglückte?"
„Heinz Scholl, dreiundzwanzig Jahre."
Schröder erinnert sich an das Gespräch mit Emmisch. „Ist es der Lohnbuchhalter aus dem Wälzlagerwerk?"
„Ja."
„Und wem gehört das Motorrad?"
„Das haben wir inzwischen ermittelt", antwortet Weber. „Einem Horst Wenzel."
„Dem Wirtssohn aus dem ‚Grünen Kranz'?"
„Akkurat dem", staunt der Obermeister über Schröders Kenntnisse.
„Da hat sich der Wenzel doch strafbar gemacht, wenn er in diesem Zustand dem Scholl sein Motorrad anvertraut hat", spricht Schröder halblaut vor sich hin. „Das mußte ja ein Unfall werden."
Weber macht eine hilflose Geste. „Wenzel bestreitet aber, ihm das Motorrad gegeben zu haben."
„Wie kam Scholl an den Zündschlüssel? Steckte er, oder was hat Wenzel für eine Erklärung?"
„Nur eine fadenscheinige. Er behauptet, Scholl müsse

ihm den Zündschlüssel entwendet haben, will sich aber nicht vorstellen können, wann das passiert sein soll. Eine ziemlich verfahrene Geschichte."
„Und vom anonymen Anrufer keine Spur?"
„Keine", gesteht Weber. „Vielleicht war es der Flüchtige selbst. Vielleicht hat ihn sein Gewissen geplagt."

Der Obermeister ist längst gegangen. Oberleutnant Schröder sitzt grübelnd am Schreibtisch. Wo gibt es hier Zusammenhänge, denkt er. Der Emmisch wird betrunken gemacht. Das ist die Gelegenheit für Scholl. Er nutzt die Situation, bringt den Betrunkenen nach Hause und findet Zeit und Muße, unbemerkt vom Hoftorschlüssel einen Wachsabdruck zu machen. Er feilt sich einen Schlüssel, wartet auf eine passende Gelegenheit und begeht den Einbruch. Gut. Mit diesem Schlüssel gelangt Scholl zwar in den Hof, aber dann setzt es aus. War er es, der den Einbruch verübt hat, muß er auch im Besitz der anderen Schlüssel gewesen sein. Da kann es sich wahrscheinlich nur um die Schlüssel handeln, die bei dem Unfall des Goldschmieds verlorengegangen sind.
Schröder ist mit seinen Überlegungen zufrieden. Mit Scholl scheint der Täter festzustehen. Bleibt nur noch, den Rest der Diebesbeute sicherzustellen. Auf dem Gesicht des Oberleutnants liegt ein selbstgefälliges Lächeln. Der Fall steht kurz vor seiner Aufklärung. Schneller wär' Hauptmann Klotz auch nicht zum Ziel gekommen.
Ein Anruf im Krankenhaus ergibt nichts Neues. Scholl ist noch ohne Bewußtsein und schwebt in Lebensgefahr.

Als Schröder und Hahn im AWG-Block die Treppe zum zweiten Stock hochsteigen, kommt ihnen leichtfüßig ein hübsches junges Mädchen entgegen.

„Stimmen wir uns auf unsere eigentliche Mission ein", bemerkt Schröder trocken, als er wahrnimmt, daß der Hauptwachtmeister den Blick nicht von der Kleinen wenden kann und sie bis zur letzten Stufe fast mit den Augen verschlingt.
„Ich darf hübschen Mädchen nachschauen", protestiert Hahn, „ich bin ja nicht verheiratet. Außerdem: Schönheit hilft die Seele erheben."
Schröder stutzt. „Das ist doch nicht von Ihnen?"
„Nein" — Hahn lächelt —, „von Michelangelo, stand auf dem heutigen Kalenderblatt."
Inzwischen sind beide an der Korridortür angelangt, an der auf einem Messingschild der Name Scholl steht.
Der Oberleutnant klingelt.
Schritte sind zu hören. Die Tür wird geöffnet. Eine kleine, hagere Frau schaut sie aus geröteten Augen fragend an.
„Wir sind von der Kriminalpolizei und möchten einige Fragen an Sie stellen."
„Bitte!" sagt sie und führt die Kriminalisten in ihr Wohnzimmer.
„Hatten Sie eben Besuch?" fragt Hahn aus purer Neugier und handelt sich von Schröder einen mißbilligenden Blick ein.
„Ja", sagt Frau Scholl. „Es war die Freundin meines Sohnes. Andrea Heinrich. Sie war nur kurz hier und hat sich nach seinem Befinden erkundigt. Früher hatte Heinz nie Freunde gehabt, aber in letzter Zeit hat sich das sehr geändert. Gert Emmisch und Horst Wenzel waren auch schon bei mir." Frau Scholl wischt sich mit dem Taschentuch die Tränen aus den Augen. Mit weinerlicher Stimme sagt sie: „Es ist gut, zu wissen, daß ihm in seiner Not noch Freunde beistehen."
Der Oberleutnant wartet einige Augenblicke, bis sich die

zarte Frau wieder beruhigt hat. „Frau Scholl, Sie wissen, warum wir hier sind?"

„Die ganze Stadt spricht ja schon darüber. Beim Einkaufen muß ich Spießrutenlaufen. Und nur, weil Heinz unberechtigt verdächtigt wird. Nie und nimmer hat er was Böses getan."

„Immerhin wurde bei ihm ein Armreif gefunden, der aus dem Einbruch stammt", gibt der Oberleutnant zu bedenken.

„Wer weiß, wie daß alles zusammenhängt", wehrt sich Frau Scholl und verfällt erneut in einen Weinkrampf. „Er kann sich nicht verteidigen, liegt da ohne Bewußtsein, und wer weiß, ob er jemals wieder erwacht."

Hahn betrachtet die Bilder an der Wand. Auf dem einen ist ein junger Mann, der den Kopf leicht zur Seite geneigt hat. „Ist das Ihr Sohn?"

„Das ist Heinz", antwortet die Frau. „Ich bekam ihn unehelich. Er wuchs ohne Vater auf, aber es hat ihm an nichts gemangelt. Mit so einem körperlichen Gebrechen, wie Heinz es hat, ist der Mensch besonders liebebedürftig. Und er ist mir ein guter Junge. Nie hat er etwas Unrechtes getan. Fragen Sie seine Vorgesetzten, ob ein einziges Mal ein Manko aufgetreten ist. Mein Heinz ein Dieb? Nie und nimmer! Warum sollte er auch? Er hat ja alles. Verdient gut, raucht nicht, trinkt nicht, und sollte er wirklich Geld benötigen, kann er zu jeder Zeit die sechstausend Mark von meinem Sparkassenbuch abheben. Warum sollte er sich an fremdes Eigentum vergreifen?"

Jede Mutter sieht ihr Kind so, wie sie es sehen möchte, denkt der Oberleutnant und macht Frau Scholl darauf aufmerksam, daß ihrem Jungen bei einem Unfall ein Alkoholspiegel von zwei-Komma-zwei Promille nachgewiesen wurde.

„Das ist mir unerklärlich", seufzt sie niedergeschlagen. „Früher ging er nie in eine Gastwirtschaft. In den letzten Wochen traf er sich zwar mit Freunden im ‚Grünen Kranz', aber da trank er höchstens mal eine Cola. Ich hätte das sofort bemerkt, wenn er Alkohol getrunken hätte."
„Dürfen wir uns sein Zimmer ansehen?" fragt Schröder.
Frau Scholl sagt bereitwillig zu.
Das Zimmer ist aufgeräumt und sauber. Die Möbel sind einfach und schlicht. Ein kleines Radio steht im Regal.
„Schauen Sie sich ruhig um!" forderte sie die Kriminalisten auf. „Sie können auch in die Schubfächer sehen. Nichts Verbotenes werden Sie finden. Ich habe selbst schon alles durchgesucht."
Tatsächlich bleibt die Suche ergebnislos. „Sie sprachen von einem Sparkassenbuch", entsinnt sich Schröder. „Wollen Sie mal nachsehen, ob alles in Ordnung ist?"
„Was sollte nicht in Ordnung sein?" wundert sich die Frau. „Ich kann ja nachsehen."
Als sie zurückkommt, ist sie auffallend blaß im Gesicht. Die Beine scheinen ihr den Dienst zu versagen, aber sie hat sich bald wieder in der Gewalt. „Es ist alles in Ordnung", behauptet sie, doch die Kriminalisten wissen, daß das gelogen ist. Sie entschuldigen sich für die Störung und verabschieden sich.
„Die Andrea und der Scholl? Das versteh' ich nicht", meint Hahn auf der Treppe zum Oberleutnant.
„Ich versteh' auch manches nicht, möchte aber bald dahinterkommen."

Die Dämmerung bricht herein und breitet ihre Schatten in den Straßen und Gassen aus. Zu dieser Zeit hat der „Grüne Kranz" nur wenige Gäste. Hinter der Theke steht Herr Wenzel, der Wirt. Seine muskulösen Arme, die

bestimmt den randalierlustigen Angetrunkenen Respekt einflößen, stützt er auf den Schanktisch, was seinen kräftigen Körper noch herkulischer erscheinen läßt. Er wartet darauf, daß die Serviererin Vilma neue Bestellungen aufgibt.
Aber die wenigen Gäste scheinen versorgt. Totzdem überzeugt sich Vilma, geht von Tisch zu Tisch, dann zur Theke zurück und raucht ihre begonnene Zigarette weiter. Als sie den Stummel im Ascher zerdrückt hat, hellt sich ihr Gesicht auf, denn Gert Emmisch betritt den Schankraum. Er grüßt, bestellt sein Bier, der Wirt zapft es ab, und Vilma bringt es ihm. Sie bleibt an seinem Tisch sitzen, auch wenn es der dicke Wenzel nicht gern sieht.
Etwas später betreten zwei andere Gäste das Lokal. Sie steuern gleich auf die Theke zu, und der ältere von beiden fragt den Wirt: „Können wir ihren Sohn sprechen?"
Der Wirt verändert seine Haltung nicht. „Ist nicht da", antwortet er.
„Es ist aber wichtig", sagt der jüngere der beiden.
„Er ist trotzdem nicht da", antwortet der Wirt gereizt.
Plötzlich klingt seine Stimme interessiert, als er fragt: „Sind Sie etwa von der Versicherung? Bringen Sie das Geld für den Schrotthaufen von Motorrad?"
Der ältere Gast lächelt. „Wir sind nicht von der Versicherung, und wir bringen nicht das Geld für den Schrotthaufen von Motorrad. Wir möchten Ihren Sohn sprechen."
Die Miene des Wirts wird wieder kühl. „Und ich sagte Ihnen bereits, daß er nicht da ist."
Schröder scheint dieser Dialog Spaß zu machen. „Sie wissen nicht zufällig, wo wir ihn finden können?"
Starke Nerven scheint der Wirt nicht zu haben. In seinem Gesicht beginnt es verdächtig zu zucken.

„Hören Sie zu!“ Nun klingt seine Stimme drohend. „Mein Sohn ist ein erwachsener Mensch. Der kann sich aufhalten, wo er will, und muß sich nicht bei mir abmelden, haben Sie mich verstanden?“
„Die übrigen Gäste auch.“ Hahn grinst.
„Wer sind Sie überhaupt?“
„Kriminalpolizei.“ Schröder hält dem Wirt seine Legitimation unter die Nase.
„Ja, wenn Sie das gleich gesagt hätten!“ Im Tonfall des Wirts liegt eine Art von Entschuldigung. „Aber ich weiß tatsächlich nicht, wo sich der Bengel im Moment aufhält. Die jungen Leute führen ihr eigenes Leben. Wenn man Glück hat, sieht man sie mal bei Tisch.“
„Aber er hilft doch in der Wirtschaft mit aus“, mischt sich der Hauptwachtmeister ein.
Der Wirt lacht dröhnend. „Der...? Mir helfen...? Ja, seiner Clique bringt er die Biere und Schnäpse, aber sonst...?“
„Wer gehört denn so zu seiner Clique?“ erkundigt sich der Oberleutnant.
Nichts ist mehr von der poltrigen Art des Wirts übriggeblieben. Bereitwillig gibt er Auskunft. „Da wäre Emmisch, der sitzt dort mit seiner Freundin Vilma am Tisch, dann die Andrea Heinrich und der Scholl. Der hat ja seinen Leichtsinn teuer bezahlen müssen.“
„Können Sie sich noch an den Montagabend erinnern?“ fragt Schröder. „Ist Ihnen etwas Besonderes aufgefallen?“
„Ich weiß nur, daß wir einen mordsmäßigen Betrieb hatten. Erst als die Verkehrspolizei mitten in der Nacht ankam — wir hatten bereits geschlossen —, erfuhr ich von dem Unfall. Eine ganz dumme Sache! Klaut der Kerl Horsts Motorrad, fährt es in Klump und bricht sich dabei fast noch den Hals. Da kommt ein ehrbarer Wirt noch in

Verruf. Glauben Sie mir, wenn ich weiß, daß jemand mit einem Fahrzeug hier ist, bekommt er keinen Tropfen Alkohol. Ich kenne meine Pflichten. Aber wer ahnt denn auch so was...!"

Hahn richtet seine Frage an den Wirt. „Und wie stellen Sie sich vor, wie Scholl an den Zündschlüssel gekommen ist?"

„Ich kann nur die Aussage meines Sohnes wiederholen, die er der Verkehrspolizei gegeben hat. Scholl ist ihm aufs Zimmer gefolgt und muß ihn bei einer passenden Gelegenheit an sich genommen haben."

Was hinter der Stirn des Oberleutnants vor sich geht, ist unergründlich. Jedenfalls nickt er zu den Worten des Wirts.

„Wir müssen das traute Glück Ihrer Serviererin einmal stören. Gibt es hier ein Plätzchen, wo man sich ungestört unterhalten kann?"

„Am besten gehen Sie nebenan ins Vereinszimmer", schlägt Wenzel vor. „He, Vilma! Dein Typ wird verlangt."

Der Hauptwachtmeister betrachtet die schlanken Beine unter dem Röckchen der hübschen Vilma allzu auffällig, was ihm wieder einmal einen mißbilligenden Blick seines Vorgesetzten einbringt, bevor dieser sich an das Mädchen wendet. „Wissen Sie, wo sich Horst Wenzel aufhält?"

„Genau weiß ich es natürlich nicht, aber ich nehme an, daß er bei Andrea ist. Jetzt, wo der Scholl nicht da ist, scheinen seine Chancen wieder zu steigen."

„Sind sie nicht auch mal mit Wenzel befreundet gewesen?" will Hahn wissen.

Das Mädchen ist um die Antwort nicht verlegen. „Was heißt befreundet? Wir sind einige Male tanzen gegangen, das ist alles."

„Und warum sind sie später nicht mehr mit ihm tanzen gegangen?"
„Weil er sich eine feste Freundin zugelegt hat. Er hat die Andrea kennengelernt. Die war vorher mit dem Heiße verlobt."
„Mit dem Goldschmied?" fragt Schröder.
„Ganz recht. Heiße verunglückte tödlich, aber Andrea hat nicht um ihn getrauert. Sie hätte sowieso die Verlobung mit dem Spießer lösen wollen, hat sie später mal gesagt. Na ja, und da hat der Horst ein Verhältnis mit ihr angefangen."
„Und Sie waren Ihren Tänzer los", stichelt Hahn.
„Na und? Es gibt schließlich noch andere Tänzer."
„Zum Beispiel Gert Emmisch."
„Jawohl, zum Beispiel Gert Emmisch. Haben Sie etwas dagegen?"
Hahn hat eine Antwort parat, aber durch die Anwesenheit des Oberleutnants bleibt sie unausgesprochen. „Nein, nein", beeilt er sich zu sagen. „Sie erwähnten eben, daß Wenzels Chancen steigen, wenn Scholl nicht da ist. Scholl ist demnach Wenzels Nachfolger? Hat er sie ihm ausgestochen?"
„So kann man das nicht sehen", weicht Vilma aus. „Was Genaues weiß man nicht. Die Andrea ist sehr attraktiv. Die kann an jedem Finger einen haben, wenn sie will. Der Scholl paßt doch eigentlich gar nicht zu ihr. Gut, für sein körperliches Leiden kann er nichts. Sein Charakter ist auch nicht schlecht. Sonst will Andrea immer Aufsehen erregen, aber kann sie das mit dem Scholl? Warum sie trotzdem mit ihm geht, wer weiß? Vielleicht ist es eine Laune, vielleicht aber auch Berechnung. Knauserig wie er sonst ist, für Andrea läßt er sogar Sekt springen."
„Und Sie meinen, sie hat aus materiellen Gründen den Wenzel fallenlassen und sich dem Scholl zugewandt?"

„Ich glaube, die führt beide an der Nase herum. Sie merken es bloß nicht."
Schröder hält die Zeit für gekommen, das Gespräch wieder in andere Bahnen zu lenken. Ihm scheint, daß der Hauptwachtmeister nur aus persönlichem Interesse fragt.
„Wie war das eigentlich am Montagabend, Fräulein Vilma? Sie haben doch serviert. Können Sie uns den Ablauf des Abends schildern?"
„Na ja, leicht ist es nicht", beginnt die Serviererin. „Wir hatten bei uns nämlich einen ganz schönen Rummel. Bis auf einen waren alle Tische besetzt. Anfangs jedenfalls. Auf den einen hatte Horst das Reservierschild gestellt. Das macht er meistens. Es ist so eine Art Stammtisch, an dem seine Freunde Platz nehmen. Zuerst kam Andrea Heinrich. Sie hatte kaum Platz genommen, da setzte sich Horst zu ihr. Dann kam Gert und nahm ebenfalls dort Platz. Sie unterhielten sich angeregt und tranken Bier, das ich ihnen gebracht hatte."
„Die Stimmung war also gut, nicht etwa gereizt?" unterbricht sie Schröder.
„Keineswegs. Es war eine fröhliche, fast ausgelassene Runde. Sie scherzten, lachten und neckten sich. Am meisten sorgte Gert für Stimmung. Ich mag seine Art, ehrlich! Die neusten Witze hat der immer drauf. Die Stimmung änderte sich blitzartig, als Scholl auftauchte."
„Wann war das?"
„Das muß so gegen zehn Uhr gewesen sein, aber das kann ich nicht beschwören. Jedenfalls kam er grußlos ins Gastzimmer und sah ziemlich miesepetrig aus. Als er sich an den Tisch setzte, stand Wenzel auf und ging hinter die Theke."
„Warum stand er auf? Hatte sich Scholl mit ihm angelegt?"

„Das weiß ich nicht so genau. Vielleicht wollte er dem Streit aus dem Wege gehen."
Der Oberleutnant läßt nicht locker. „Hat es später zwischen Scholl und Wenzel Streit gegeben?"
„Dazu kam es im Lokal jedenfalls nicht. Scholl fing gleich an, mit Andrea zu stänkern. Dem Gert wurde das zu dumm. Er zahlte seine drei Biere und versprach, mich nach Feierabend abzuholen. Als Scholl und Andrea allein waren, legte Scholl erst richtig los. So hatte ich den noch nie gesehn. Sonst tat er so verliebt und machte der Andrea schöne Augen, aber am Montag blitzten sie nur so."
„Verstanden Sie etwas von der Zankerei?"
„Verstehen konnte man nichts", bedauert Vilma, „aber ich nehme an, daß es eine zünftige Eifersuchtsszene war. Der Scholl hatte einige Gläser Bier bestellt und hinuntergekippt, kurz hintereinander. Dabei verträgt er nichts."
„Brachten Sie ihm das Bier?"
„Nein, den Tisch bediente Horst."
„Hatte er Scholl auch Schnaps ins Bier gegossen?"
Vilma sieht Schröder erstaunt an. „Das hat der drauf. Gesehen habe ich es nicht. Ich hatte auch nicht die Zeit, so darauf zu achten, aber vor kurzem bei Gert..."
Der Oberleutnant winkt ab. „Das ist uns bekannt. Doch was geschah dann?"
„Als Wenzel ihm wieder ein Bier brachte, pflaumte ihn Scholl an. Wenzel knallte ihm das Glas auf den Tisch und verließ schnurstracks den Gastraum. Wahrscheinlich ging er auf sein Zimmer. Ich sah nur, wie Andrea sich bemühte, den Scholl zu besänftigen, schaffte es aber nicht. Kurze Zeit später ging Scholl dem Wenzel nach. Andrea blieb allein zurück."
„Hörten Sie irgendwann ein Motorrad anspringen?"
„Selbst wenn eins angesprungen wäre, hätte ich es nicht

wahrgenommen. Draußen führt die Fernverkehrsstraße nach Dresden vorbei. Da knattern häufiger Motoren."
Das leuchtet Schröder ein. Gerade hinter der Kurve wird Gas gegeben und hochgeschaltet. Er erhebt sich. „Nun wollen wir Sie nicht länger von der Arbeit abhalten, Fräulein Vilma. Wir danken Ihnen jedenfalls für Ihre bereitwillige Auskunft."
Einen Moment druckst Vilma noch herum. Schließlich faßt sie sich ein Herz und fragt: „Wegen des Einbruchs im Juweliergeschäft haben Sie doch den Gert nicht mehr im Verdacht? Der Schmuck wurde doch beim Scholl gefunden. Und das Wachs an Gerts Hoftorschlüssel? Das entlastet ihn doch sicher."
„Nun ja", meint Schröder. „Der Fall ist noch nicht abgeschlossen. Daß an seinem Hoftorschlüssel Wachsreste zu finden waren, muß ihn nicht schuldlos machen. Mit Wachs kann ein jeder seinen Schlüssel beschmieren, aber bei Ihrem Gert muß es ja nicht so gewesen sein."
„Ein fabelhaftes Mädchen", bemerkt Hauptwachtmeister Hahn, als Vilma das Vereinszimmer verlassen hat. „Und eine einwandfreie Figur, ehrlich. Schade! Auch schon vergeben."
Der Oberleutnant grinst. „Hören Sie endlich auf, den Casanova zu spielen! Sie sind bestenfalls ein Malvolio."
Als die beiden das Gastzimmer betreten, zuckt der Wirt bedauernd die Schultern. Horst Wenzel ist noch nicht zu Hause.
„Bestellen Sie ihm, wenn er kommt, er möchte sich morgen früh bei uns auf dem VPKA, Zimmer neunzehn, melden", trägt Schröder dem Wirt auf.
Der Tisch, an dem Emmisch saß, ist leer.

Am folgenden Morgen ruft Oberleutnant Schröder das Kreiskrankenhaus an, um sich nach Scholls Zustand zu erkundigen. Am anderen Ende der Leitung meldet sich der diensthabende Arzt, aber seine Auskunft unterscheidet sich nicht von den Mitteilungen vergangener Tage. Der Patient ist nach wie vor ohne Bewußtsein und schwebt weiterhin in Lebensgefahr.

Hauptwachtmeister Hahn hat zwar nicht mitgehört, aber er kann das Ergebnis des Telefonanrufes vom Gesicht des Chefs ablesen. „Keine Veränderung?" fragt er trotzdem.

Schröder schüttelt den Kopf. „Dabei könnten durch Scholl all unsere Unklarheiten beseitigt werden." Der Oberleutnant greift nach einem Zettel, auf dem außer selbstangefertigter Ornamentik auch einige Notizen stehen.

„Fragen über Fragen", seufzt er. „Wie kam Scholl zu dem Armreif? War er es, der den Schlüsselabdruck gemacht hat? Hat er den Schlüssel gefeilt? Vielleicht hat ihm jemand dabei geholfen? Wer? Kommt er allein für den Einbruch in Frage? Wenn nein, wer waren seine Helfershelfer? Wie kam er in den Besitz der notwendigen Schlüssel? Der Schlangenarmreif ist ja nicht der einzige gestohlene Schmuck, wo ist der restliche versteckt? Scholl besitzt keine Fahrerlaubnis. Warum benutzte er das Motorrad von Wenzel? Wie kam er an den Zündschlüssel? Hatte Wenzel ihn freiwillig herausgerückt, oder wurde er ihm tatsächlich gestohlen? Wohin wollte Scholl? Hatte er ein bestimmtes Ziel, oder beabsichtigte er nur, dem Wenzel eins auszuwischen?" Schröder legt eine schöpferische Pause ein. Dann meint er: „Und dieser anonyme Anrufer macht mir zu schaffen. Natürlich kann es der Flüchtige sein. Wenn er aber unter Scholls Bekanntenkreis zu suchen ist...?"

Nach kurzem Anklopfen betritt die Sekretärin das K-Leiter-Zimmer. Sie benötigt Schröders Unterschrift.
„Hat sich auf die Mitteilung in der Lokalzeitung jemand gemeldet?" fragt er das Mädchen.
„Nein, Genosse Oberleutnant, das würde ich doch gleich weiterreichen."
„Ist gut."
Als die Tür hinter Gabi zuklickt, meint Schröder zu Hahn: „Wenn es doch nur einen Zeugen gäbe! Trotzdem müssen wir alle offenen Fragen klären, wenn wir zum Ziel kommen wollen. Vorläufig ohne Scholls Hilfe."
Der Hauptwachtmeister nickt zustimmend. „Unsere Arbeit besteht zu neunundneunzig Prozent aus Lauferei und zu einem Prozent aus Glück", stöhnt er.
„Das müssen Sie ‚Greis' grade sagen!" spottet der Oberleutnant. „Wenn Sie jungen Mädchen nachsteigen, klagen Sie nicht über die Lauferei. Oder neigen Sie neuerdings zur Bequemlichkeit und bauen systematisch im Vorzimmer Ihren künftigen Herd?"
„Wem gilt jetzt die Ehre unseres Besuches?" versucht Hahn abzulenken.
„Ich hoffe, daß der Wenzel bald erscheint. Heute nachmittag wollen wir der schönen Andrea einen Höflichkeitsbesuch abstatten."
„Da bin ich dabei", ereifert sich Hahn.
„Das glaub' ich Ihnen aufs Wort", sagt Schröder, „aber wir werden im Dienst sein. Geflirtet wird nicht, verstanden?"
„Alles, was einem Spaß macht, verbietet die Polizei", scherzt Hahn. „Wo die Dame wohnt, habe ich inzwischen ermittelt."
„Außerdienstlich?"
„Natürlich dienstlich", behauptet Hahn mit komischem Ernst.

„Nun stecken Sie Ihre Nase wieder in die begonnenen Protokolle! Die müssen heute noch unterschriftsreif werden", fordert der Oberleutnant.
Während Hahn im Vorzimmer flirtet, sich nebenbei dem Schriftkram widmet und um besonders gepflegte Formulierungen bemüht ist, ruft Schröder im Wälzlagerwerk an. Er erfährt, daß Wenzel an diesem Tag nicht zur Arbeit erschienen ist.

Es ist Nachmittag. Die Bürgersteige sind voller Menschen. Auf den Straßen überholen Kraftfahrzeuge die stattliche Anzahl der Radfahrer, die aus den Betrieben heimwärts radeln. Überhaupt ist das Fahrrad das dominierende Gefährt in der Kreisstadt, in der keine Straßenbahnen und Busse fahren. In der Ernst-Thälmann-Straße finden die beiden Kriminalisten direkt vor dem Magnet-Kaufhaus eine Parklücke. Der hohe Altbau daneben trägt die Nummer zwölf.
Den unteren Flur zieren reihenweise Briefkästen. Auf einem steht der Name Köppke, darunter Andrea Heinrich.
Frau Köppke öffnet, während sie sich die Lockenwickler aus den Haaren zieht.
„Fräulein Heinrich? Die ist noch nicht da... und außerdem dulde ich keine fremden Männerbesuche mehr. Das habe ich ihr ausdrücklich verboten. Ich besitze eine anständige Wohnung", keift die alte Dame. „Die jungen Männer, die hier verkehren, sind mir alle bekannt, stammen aus gutem Hause. Da bin ich auch nicht so, aber Fremde..."
„Diesmal müssen Sie schon eine Ausnahme machen, Frau Köppke", schneidet ihr der Oberleutnant das Wort ab und zeigt seinen Ausweis.
Komische Alte, denkt der Hauptwachtmeister.

Frau Köppke ist wie umgewandelt. „Selbstverständlich. Das ist etwas anderes", säuselt sie vornehm, und ihre grauen Löckchen wippen. „Bitte, treten Sie ein! Fräulein Heinrich muß ja jeden Moment kommen." Die Neugierde zwickt sie, aber sie wagt keine Frage. „Wenn Sie solange in meinem Zimmer Platz nehmen wollen."
Die beiden Männer nehmen Platz, aber lange brauchen sie nicht zu warten. Andrea Heinrich erscheint und führt sie in ihr eigenes Zimmer.
Die Kriminalisten staunen über den gut eingerichteten Raum. Die Breitseite nimmt eine Schrankwand ein, die in keinem Möbelkaufhaus zum Serienverkauf angeboten wird. Moderne Grafiken zieren die übrigen Wände. Es fehlt an nichts. Da steht der Fernseher, dort die Stereoanlage... Den Fußboden wagt man mit Schuhen kaum zu betreten, denn er ist mit weichen Teppichen belegt.
„Wohnen Sie möbliert?" fragt der Hauptwachtmeister naiv.
„Wo denken Sie hin! Sieht es hier so aus? Nein, ich habe mich nach einem Leerzimmer umgesehen und es mir nach meinen Wünschen eingerichtet."
„Wirklich, sehr geschmackvoll", bekennt Hahn ehrlich. Der Stolz über das Lob ist Fräulein Heinrich vom Gesicht abzulesen, und ihre Blicke kokettieren mit dem jungen Kriminalisten.
„Das hat aber eine Menge Geld gekostet", vermutet der Oberleutnant.
Fräulein Heinrich überhört den ironischen Unterton. „Wenn man berufstätig ist, sparsam und allein lebt, kann man sich auch etwas leisten."
Etwas leisten ist gut, denkt Schröder. Ihm gefällt ihr schnippischer Unterton weniger. Wo Eitelkeit und Prunksucht anfängt, hört der innere Wert auf. Laut fragt er: „Bezahlt die DEWAG so gut?"

Andrea Heinrich legt eine kleine Denkpause ein, bevor sie antwortet: „Von dem Gehalt allein hätte ich mir das alles gewiß nicht kaufen können. Nicht in der verhältnismäßig kurzen Zeit. Aber man hat ja vermögende Eltern, die beisteuern, und eine Großmutter, die viel zu früh gestorben ist, aber mir eine nicht unbeträchtliche Erbschaft hinterlassen hat."

„Ja, unter diesen Umständen können Sie wirklich von Glück reden", gibt Schröder zu. Ob ihr Lebensstil tatsächlich glücklich macht? Das ist noch die Frage, denkt er.

„Darf ich Ihnen etwas anbieten?" hört er Andrea fragen. „Vielleicht einen Kognak...?"

Der Oberleutnant dankt. „Wir sind im Dienst und möchten zum eigentlichen Thema kommen. Sie waren doch am Montagabend im ‚Grünen Kranz'."

„Na und?"

„Nun, an diesem Abend ist immerhin dieser unglückselige Unfall passiert. Der verunglückte Scholl saß kurz vorher noch an Ihrem Tisch. Es soll zu Streitereien gekommen sein."

„Wer sagt das?"

„Das sagen eine Menge Leute", blufft Schröder. „Im Lokal waren viele Menschen, und sehr leise soll es nicht zugegangen sein, wie man so hört."

Andrea Heinrich überlegt kurz. „Das stimmt", gibt sie zu. „Der Heinz hat einen ganz schönen Wirbel gemacht. Horst Wenzel ist ein rotes Tuch für ihn, und der saß gerade bei mir am Tisch, als Heinz eintrat. Er ist furchtbar eifersüchtig."

„Hatte er Grund?"

„Was heißt Grund? Grund zur Eifersucht kann man nur haben, wenn man gebunden ist, wenn man sich einander versprochen hat. Nein, zwischen mir und Heinz bestand

nichts Festes, wenn Sie das meinen", behauptet Andrea und schaut vielversprechend den Hauptwachtmeister an. „Ich hatte Mitleid mit ihm. Das ist alles. Er hat es schwer, und durch sein Gebrechen findet er sehr schlecht Anschluß. Ich war ein bißchen nett zu ihm, weil er mir leid tat... Daß er sich gleich sonst was eingebildet hat, dafür kann ich bestimmt nichts. Ich bitte Sie... der Scholl und ich!"

„Die Eifersucht war der einzige Grund, der zum Krach führte?" bohrt Schröder weiter.

„Ich kenne keinen anderen. Als ich ihm sagte, daß ich ein freier Mensch sei und über mein Tun allein entscheiden könne, verlor er sicherlich die Nerven und lief hinaus. Zugegeben, vielleicht war ich nicht diplomatisch genug, hätte es ihm schonender beibringen müssen... Richtig schockiert rannte er 'raus. Dann muß er sich das Motorrad geschnappt haben... den Rest kennen Sie ja."

„Eine andere Frage noch."

Andrea sieht den Oberleutnant erwartungsvoll an.

„Sie haben doch am Freitag vorvoriger Woche — gemeinsam mit Scholl — den betrunkenen Emmisch nach Hause gebracht."

„Stimmt, aber..."

„Haben Sie gesehen, daß Scholl von Emmischs Schlüssel einen Wachsabdruck gemacht hat?"

„Das hab' ich nicht gesehen. Er hat zwar mit dem Schlüssel das Hoftor aufgeschlossen, aber ich habe in der Zeit weggeguckt."

„Warum guckt man weg, wenn einer das Hoftor aufschließt?"

„Der Emmisch mußte sich übergeben. Das kann ich nun mal nicht sehen. Ob es der Scholl in der Zwischenzeit getan hat? Ich weiß es nicht. Ich müßte lügen... aber

wenn ich es mir richtig überlege... Zeit genug hätte er gehabt. Es wäre mir nicht aufgefallen."
Hauptwachtmeister Hahn wendet sich an Andrea: „Waren Sie nicht mit dem Goldschmied Hans Heiße verlobt?"
Diesmal blicken Andreas Augen nicht vielversprechend, eher zornig. „Was hat das denn mit der Sache zu tun?" braust sie auf.
„Vielleicht eine ganze Menge", bestätigt der Oberleutnant. „Er besaß wichtige Schlüssel zum Juwelierladen, die bis heute noch als vermißt gelten und von denen wir annehmen, daß sie beim Einbruch im Juweliergeschäft Sander eine Rolle gespielt haben müssen."
Andrea Heinrich ist die innere Erregung anzumerken. „Und nun glauben Sie im Ernst, ich hätte die Schlüssel? Da muß ich Sie leider enttäuschen. Bitte, schauen Sie sich in der Wohnung um! Am Ende glauben Sie noch, ich wäre der Einbrecher... Mein Gott, wie lange liegt das Unglück schon zurück! Das ist bald nicht mehr war... Die Schlüssel trug Hans stets bei sich. Er war so ein korrekter Mensch. Schade um ihn... Der Unfall war über hundert Kilometer von uns entfernt. Sicherlich liegen die Schlüssel in irgendeinem Graben oder auf irgendeiner Wiese und sind längst verrostet. Und wenn sie dort jemand gefunden hätte, glauben Sie, er wüßte mit diesen Schlüsseln etwas anzufangen? Das ist nahezu lachhaft."
„Möglich, daß Sie recht haben. Es waren notwendige Erkundungen, mit denen wir Sie belästigen mußten, Fräulein Heinrich, Sie verstehen...", lenkt Oberleutnant Schröder ein.
„Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht mehr behilflich sein konnte", entschuldigt sich Andrea. „Ich weiß halt herzlich wenig."

„Das möchte ich nicht einmal sagen. Es war eine ganze Menge", meint der Oberleutnant zweideutig.

Der Wirt vom „Grünen Kranz" empfängt die Kriminalisten höflich. „Mein Sohn ist auf seinem Zimmer, aber erschrecken Sie nicht."
In der Tat bietet Horst Wenzel ein jämmerliches Bild. Durch blaue Veilchen blickt er auf die eintretenden Gäste. Das ganze Gesicht ist lädiert und bei jeder Bewegung, die er macht, schmerzverzerrt.
„Na", fragt der Hauptwachtmeister belustigt, „eine zünftige Schlägerei gehabt?"
„Wo denken Sie hin!" behauptet Wenzel. „Es war ein dämlicher Unfall. Ich bin die Stiege vom Holzboden hinuntergestürzt, einfach ausgerutscht, und da war es passiert."
Der Oberleutnant denkt sich sein Teil. Was tut man im Sommer auf dem Holzboden? Außerdem hat Hahn recht. Wenzel trägt die typischen Merkmale einer zünftigen Rauferei. Nun, ihm kann es egal sein. Jedenfalls scheint dieser Bursche der Unterlegene gewesen zu sein. Er weiß nicht warum, aber irgendwie erfüllt es ihn mit Genugtuung.
„Eigentlich hatten wir sie bei uns erwartet", hält er ihm vor.
Wenzel zeigt auf sein Gesicht. „So wie ich aussehe, kann ich mich doch nicht auf die Straße trauen. Ich konnte heute nicht mal zur Arbeit."
„Wann ist es denn passiert?"
„Gestern, im Laufe des Nachmittags."
Der Oberleutnant schaut ihn fragend an. „Dann sind Sie ja doch mit dem zerschundenen Gesicht auf der Straße gewesen."
„Wieso?"

„Weil Sie gegen Abend bei Andrea Heinrich waren."
„Woher wissen Sie das?"
„Jetzt weiß ich das."
„Dann war es eben nicht am Nachmittag, sondern später. Was macht das schon?"
Der Hauptwachtmeister sieht ihn böse an. „Eine ganze Menge, Mann. Weil Sie uns nämlich Lügen auftischen, faustdicke sogar. Das können Sie einem weismachen, der die Hose mit der Kneifzange anzieht. Was haben Sie mitten im Hochsommer in der Dunkelheit auf dem Holzboden zu suchen?"
„Wenn Sie so mit mir reden", begehrt Wenzel auf, „sage ich kein Wort mehr."
„Bleiben wir doch beim Thema!" Der Oberleutnant geht ohne Umschweife auf sein Ziel los. „Wo stand am Montagabend Ihre Maschine?"
„Auf dem Hof. Als ich von der Arbeit kam, hatte ich sie dort abgestellt. Das mach' ich meistens, weil ich später manchmal noch wegfahre."
„Steckte der Zündschlüssel?"
„Die Frage können Sie sich schenken. Ich ziehe den Schlüssel immer ab, wenn ich die Maschine aufbocke."
„Vielleicht hatten Sie es ausnahmsweise vergessen? Wäre ja mal möglich. Erinnern Sie sich genau!"
Wenzel schüttelt seinen Kopf. „Das vergesse ich nie!"
„Und wie erklären Sie sich, daß Scholl in den Besitz des Schlüssels kam?"
„Er war kurz vor dem Unfall noch auf meiner Bude. Da muß er ihn unbemerkt an sich genommen haben. Ich weiß genau, wo ich ihn hingelegt hatte. Hier auf dem Radiotisch lag er, ganz bestimmt."
„Was wollte Scholl bei Ihnen?"
Wenzel stützt das Kinn in seine Hand und überlegt krampfhaft. „Wenn ich das noch wüßte! Es muß

belangloses Zeug gewesen sein, sonst würde ich mich erinnern. Wahrscheinlich hat er nur einen Vorwand gesucht."
Nun schaut Hahn den Wenzel durchdringend an. „Gab es vielleicht Krach wegen Andrea?"
„Wegen Andrea machte er mir Vorhaltungen, das stimmt. Er war über alle Maßen eifersüchtig."
Der Oberleutnant ist mit seinen Gedanken abwesend. Plötzlich bemerkt er wie nebenbei: „Das paßt einfach alles nicht ins Bild. Mir will nicht einleuchten, warum der Scholl das Motorrad benutzte. Was hatte er für einen Grund, sich an einem fremden Motorrad zu vergreifen? Es stehlen...? Wäre doch Irrsinn gewesen... Wohin wollte er? Er muß doch ein Ziel gehabt haben..."
„Ist mir auch ein Rätsel", pflichtet ihm Wenzel bei. „Vielleicht wollte er Andrea imponieren?"
Schröder lächelt nachsichtig. „Sehen Sie, das leuchtet mir wieder nicht ein. Wie kann man jemandem imponieren, indem man mit einem fremden Motorrad durch die Straßen jagt, und der betreffende Jemand — in diesem Fall Fräulein Heinrich — sitzt völlig ahnungslos in der Gaststube. Wenn man imponieren will, muß man sich doch produzieren, sich auffällig zeigen."
Wenzel zuckt resigniert die Schultern. „Vielleicht wollte er sich auch nur rächen. Andrea und ich verstehen uns wieder ganz gut. Das paßt ihm gar nicht. Ich sage Ihnen, der Scholl ist unberechenbar... Ja, der wollte sich rächen, so muß es gewesen sein... Dann der Alkohol... der hat ihn hemmungslos gemacht, und in diesem Zustand klaute er das Motorrad und fuhr es in Klump... Ein reiner Racheakt, sage ich Ihnen. Der hat nicht mal 'ne Fahrerlaubnis."
„Hatten Sie an seinem Alkoholspiegel nicht maßgeblichen Anteil?"

Wenzel ist verblüfft. „Wie soll ich das verstehen? Wir besitzen eine Gastwirtschaft. Da wird Alkohol getrunken, ist doch klar."
„So meine ich das nicht", entgegnet der Oberleutnant. „Immerhin ist es ein Unterschied, ob man Bier trinkt oder Bier mit Schnaps gemixt."
Jetzt versteht Wenzel. „Ach so, Sie spielen auf den Vorfall mit Emmisch an. Das war doch nur ein Spaß. Wenn der einen geschnasselt hat, kommt Stimmung in die Bude. Außerdem hat es der Emmisch gewußt."
Die Stimme des Oberleutnants wird schneidend: „Hatte es der Scholl auch gewußt?"
Wenzel ist intelligent genug zu wissen, daß er nun Farbe bekennen muß. Mit den Bieren allein wäre der Alkoholspiegel nicht so hoch gewesen. Außerdem weiß er nicht, was und worüber Vilma gequatscht hat. So schlägt er schuldbewußt die Augen nieder. „Der Scholl war so erregt. Ich dachte, ich könnte ihn mit Alkohol beruhigen. Im Gegensatz zu Emmisch, der nach Alkoholgenuß munter auflebt, wird Scholl schnell müde. Er verträgt nicht viel. Aber nur in zwei Gläser hatte ich etwas eingekippt. Konnte ich denn ahnen, daß er hinterher so einen Mist baut? Diese Unfallgeschichte mit Scholl tut mir leid, aber er ist selbst schuld. Erst macht er den Einbruch..."
Der Oberleutnant unterbricht ihn. „Das ist noch keineswegs erwiesen."
„Ich bitte Sie" — Horst Wenzel lächelt ironisch —, „wo man bei ihm doch den goldenen Schlangenarmreif gefunden hat. Ich möchte bloß wissen, wo er den loswerden wollte..."
Schröder wird hellhörig. „Woher wissen Sie, daß es ein goldener Schlangenarmreif ist?"
Jetzt grinst Wenzel spöttisch. „Sie lesen wohl nur das ND?

Sie sollten Ihre Nase auch mal in die Lokalpresse stecken!"

In der Gaststube fragt der Oberleutnant den Wirt: „Was ist eigentlich auf Ihrem Holzboden?"
Der dicke Wenzel ist zunächst verdutzt, dann lacht er dröhnend. „Was soll dort sein? Holz natürlich."
„Sonst nichts?"
„Sonst nichts."
Während der Wirt sich in seiner emsigen Beschäftigung nicht stören läßt, fragt Schröder ihn: „Und was gibt es um diese Jahreszeit dort oben zu tun?"
„Ich muß den ganzen Boden dielen lassen, ich weiß. Wo das Holz gestapelt ist, sind die Bretter noch fest, aber die übrigen sind morsch. Momentan ist es lebensgefährlich, den Boden zu betreten, aber es hat ja auch niemand dort oben etwas zu suchen."
„Das wissen Sie" — Schröder lächelt —, „weiß das aber auch Ihr Sohn?"
Der Wirt wird ärgerlich. „Was soll die Frage?"
„Weil er nämlich abends auf den Holzboden steigt, nur um wieder herunterzufallen."
Da lacht der Wirt wieder. „Und das Ammenmärchen glauben Sie ihm? Da hat er Ihnen einen schönen Bären aufgebunden, der Bengel... Mir hat er gesagt, daß ein Unbekannter ihn in der Dunkelheit auf dem Hof ohne Grund brutal zusammengeschlagen hätte. Peinlich, peinlich! An der Geschichte stört mich nur der Unbekannte."
Als der Oberleutnant und der Hauptwachtmeister den Gasthof verlassen, hält ein fast neuer Trabant 601 vor der Gastwirtschaft. Der Wagenschlag öffnet sich, und aus dem gepflegten Gefährt steigt... Andrea Heinrich.

Bereits die frühen Morgenstunden versprechen einen herrlichen Tag. Der Sommer meint es in diesem Jahr besonders gut. So viele Sonnentage gab es in den letzten fünf Jahren nicht. Hauptmann Klotz wird sonnengebräunt aus dem Urlaub kommen, denkt Schröder, aber mir brennt nicht nur die Sonne aufs Haupt, sondern auch die Zeit unter den Nägeln, und Licht sehe ich immer noch nicht. Ich muß noch einmal alle Fakten durchgehen. Vielleicht haben wir uns in einigen Schlüssen verkalkuliert... Oder wir komplizieren manches... Was haben wir übersehen? Welche Fakten stehen unmittelbar im Zusammenhang?
Der Denkprozeß Schröders wird unterbrochen, als Obermeister Weber den Raum betritt. „Soeben erhielten wir einen Anruf aus dem Kreiskrankenhaus. Scholl ist seinen Verletzungen erlegen, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben."
Eine Weile herrscht Stille im Raum. Auf Scholls Vernehmung hatte der Oberleutnant gesetzt. Nun wird er von ihm nichts mehr erfahren, aber mit Scholls Tod ist der Fall nicht erledigt.
„Wie weit sind Sie in der Fahrerfluchtgeschichte gekommen?"
„Nicht einen Deut weiter", gesteht Weber. „Es gibt keinen einzigen Zeugen und keinen Anhaltspunkt. Der anonyme Anrufer bleibt anonym. Wir tappen völlig im dunkeln und fahnden nach einem Unbekannten. Ja, wenn der Scholl nicht gestorben wär'..."

Weber und Hahn drückten sich gegenseitig die Türklinke in die Hand.
„Haben Sie wenigstens was ermitteln können?" fragt Schröder seinen Hauptwachtmeister.
„Und ob", will Hahn lossprudeln, besinnt sich aber auf

eine sachliche Mitteilung. Aus seiner Tasche kramt er eine Lokalzeitung.

„Erstens: Hier habe ich die Meldung vom Einbruch im Juweliergeschäft. Von einem goldenen Schlangenarmreif ist keine Rede. Woher stammen dann Wenzels Kenntnisse?"

„Er war bei Frau Scholl", gibt Schröder zu bedenken. Da kann er es erfahren haben."

„Zweitens: Die Kollegen von der Verkehrspolizei haben vorgestern die Zulassung eines Trabant 601 auf den Namen Andrea Heinrich ausgestellt. Der Wagen ist zwei Jahre gelaufen. Sie hat ihn für achttausend Mark gekauft..."

„Na hören Sie, das ist doch nicht außergewöhnlich", meint der Oberleutnant. „Bei den Zuschüssen aus der wohlhabenden Verwandschaft!"

Hauptwachtmeister Hahn läßt sich nicht beirren. Ein wenig Triumph ist in seiner Stimme, als er seinen Bericht fortsetzt. „Drittens: Die Eltern der Heinrich wohnen in Leipzig. Der Vater ist Frühinvalide, und die Mutter arbeitet als Reinigungskraft in einer Schule..."

„Da sind kaum Zuschüsse zu erwarten", muß Schröder zugeben.

„Viertens: Die eine Großmutter der Heinrich lebt im Altersheim, die andere ist vor zwanzig Jahren gestorben..."

Schröder unterbricht ihn. „Sie an, die schöne Andrea! Hier ist nicht alles Gold, was glänzt."

„Fünftens: Frau Scholl hat es zugegeben, daß ihr Sohn sechstausend Mark abgehoben hat. Sie hat den Überweisungsschein gefunden. Die Kontonummer des Geldempfängers lautet: 2012-55-10248. Und wissen Sie, wem das Konto gehört? — Andrea Heinrich."

„Saubere Arbeit, Genosse Hahn", lobt der Oberleutnant.

„Jetzt werden wir uns die ganze Sippschaft unter die Lupe nehmen, die Heinrich, den Wenzel und den Emmisch herbeordern ..."

Die Tür des Dienstzimmers öffnet sich, und der Kopf der Sekretärin zeigt sich. „Hier sind zwei junge Leute, die wollen unbedingt mit Ihnen sprechen, Genosse Oberleutnant. Es sei sehr wichtig."
„Herein mit ihnen!" sagt Schröder und sieht erwartungsvoll zur Tür.
Vilma, die Serviererin, zieht ihren Freund Gert Emmisch energisch über die Türschwelle und schiebt ihn bis vor den Schreibtisch. Dort steht Emmisch mit hochrotem Kopf und hält den Blick wie ein gescholtener Schuljunge auf den Boden gesenkt.
„Nun mach endlich den Mund auf!" fordert Vilma. An den Oberleutnant gewandt: „Wissen Sie, wir haben erfahren, daß Scholl nun doch gestorben ist, und der Gert weiß etwas, was Sie besser wissen sollten. Bisher hat er geschwiegen, weil er glaubte, Schwierigkeiten zu bekommen. Wegen der dummen Geschichte, Sie wissen schon, und weil er doch Bewährung hat... Nicht mal zu mir hat er ein Sterbenswörtchen gesagt... Nun will er mich heiraten, aber eine Ehe mit solch einer Belastung...? Ich verstehe ja, daß er mit der Polizei und dem Gericht nichts mehr zu tun haben will, aber ihm kann doch nichts passieren. Er hat nichts Böses getan, nur reden muß er, hab' ich recht?"
Der Oberleutnant hat den munteren Redeschwall Vilmas geduldig über sich ergehen lassen. Nun räuspert er sich. Seine Stimme klingt ruhig und sanft. „Ihre Freundin hat recht, Herr Emmisch. Nicht Ihr Reden, sondern Ihr Schweigen kann Ihnen Schwierigkeiten einbringen, um die Sie natürlicherweise so besorgt sind."

Gert Emmisch hebt langsam den Blick und schaut in die ermunternden Augen des Oberleutnants. Er muß wohl spüren, daß ihm da ein Mensch gegenübersitzt, dem er vertrauen kann. Stockend und mit belegter Stimme beginnt er: „Es war an dem betreffenden Montag. Wenzel und Andrea saßen bereits an unserem Tisch, als ich die Gaststube betrat. Ich setzte mich zu ihnen und bestellte mir bei Vilma auch ein Bier. Nun hörte das Getuschel der beiden auf, und sie zogen mich mit ins Gespräch. Wir kamen auf den Freitag zu sprechen, an dem mich Wenzel betrunken gemacht hatte, und scherzten darüber. Wenzel versprach, das nicht noch einmal zu machen. Ich sollte ihm den kleinen Scherz nicht mehr übelnehmen. Für mich hieß es, gute Miene zum bösen Spiel. Ich nahm die Entschuldigung an. Dann wurde es vergnüglich. Andrea und Wenzel waren richtig ausgelassen. Ich wollte so lange bleiben, bis Vilma Dienstschluß hatte, um sie dann nach Hause zu bringen. Sie hat einen ziemlich weiten Weg, und mit der Stadtbeleuchtung sieht es in manchen Gassen trübe aus. Auf einmal kam Scholl. Er machte ein Gesicht, als hätte er Schmierseife gegessen. Wenzel verschwand hinter der Theke. Scholl pflanzte sich auf seinen Stuhl, und das Gezanke ging los. So habe ich den Scholl zum ersten Mal gesehen."

„Können Sie uns etwas von dem Gespräch wiedergeben?" fragt Schröder.

„Gespräch ist gut", meint Emmisch. „Das war eher ein Zischen. Scholl bewegte kaum die Lippen. Ich hörte nur, wie er sagte, daß er dieses dreckige Spiel nicht mehr mitmachen würde. Er sprach von Wenzel, Geld und Polizei, aber aus den Bruchstücken konnte ich mir keinen Vers machen. Ich sah nur, wie Andrea erschrocken auf mich blickte und Scholl mit hochrotem Gesicht ermahnte, leiser zu sprechen. Ich fühlte mich

überflüssig, zahlte und versprach Vilma, nach Dienstschluß wiederzukommen und sie abzuholen."

„Wohin sind Sie gegangen?" fragt der Oberleutnant.

„Zunächst kreuz und quer durch die Straßen. So einen Schaufensterbummel mache ich ganz gerne. Am längsten habe ich vor dem RFT-Geschäft gestanden. Das ist interessant. Später setzte ich mich auf die Bank gegenüber vom ‚Grünen Kranz'. Mich konnte niemand sehen, aber ich sah jeden, der die Wirtschaft verließ. 'ne lustige Sache, wenn einer mit onduliertem Gang rauskommt, Hauswände und Bäume zur Fortbewegung braucht... Übrigens nicht nur zur Fortbewegung."

„Saßen Sie lange auf der Bank?"

„Lange genug."

Schröder und Hahn wechseln einen kurzen Blick. „Da müssen Sie doch gesehen haben, wie der Scholl mit dem Motorrad losgefahren ist."

„Eben nicht, Herr Oberleutnant. Ich sah zwar, wie der Scholl Hals über Kopf den ‚Grünen Kranz' verließ, aber er lief und ist nicht gefahren."

„Blieben Sie auf Ihrer Bank sitzen?"

„Wo denken Sie hin! Ich bin dem Scholl nach, war ja neugierig, was der vorhatte. Aber der rannte wie ein Irrer. Mitten auf der Straße entlang. Immer im Zickzack. Ich hinterher. Auf dem Bürgersteig unter den Linden. Da kam das Motorrad. Wenzel saß drauf. Dicht neben Scholl stoppte er. Die beiden schrien sich an. Scholl wollte zur Polizei, und Wenzel wollte es verhindern. Das erfuhr ich, als ich ganz in der Nähe hinter einem Baum stand. Es war vom Einbruch bei Sanders die Rede und von meinem Schlüssel. Scholl sprach von einer großen Schweinerei. Wenzel hielt ihn fest und verabreichte ihm einige Ohrfeigen. Ich wollte schon hin, da riß sich Scholl los und rannte weiter. Wenzel brachte seine Maschine in Gang

und fuhr ihm nach. Ich lief hinterher. An der Johanneskirche passierte es dann. Wenzel gab Gas, wollte Scholl überholen, aber der sprang ihm direkt ins Rad, wurde überfahren und schlug hart mit dem Kopf auf die Bordsteinkante. Wenzel war auch gestürzt, sprang sofort auf ihn zu, sah sich nach allen Seiten um und steckte ihm etwas in die Tasche. Da kein Mensch zu sehen war, ließ er sein Motorrad so liegen, wie es lag, und preschte zu Fuß zurück. So wie die Maschine dalag, mußte jeder glauben, daß Scholl der Fahrer war..."

„Was taten Sie?"

„Wenzel war schnell außer Sichtweite, dann ging ich zu Scholl. Der lag bewußtlos auf dem Boden. Ich brachte ihn in die stabile Seitenlage, wie ich das im DRK-Lehrgang gelernt hatte, und fühlte seinen Puls. Der ging ganz schwach. Von der Telefonzelle rief ich die Polizei an."

„Sie waren also der anonyme Anrufer? Mann, was hätten Sie uns für Kummer ersparen können!"

„Ich wollte eben nicht in die Geschichte verwickelt werden."

„Und wie ging es weiter?"

„Dem Scholl konnte ich nicht helfen. Davon hatte ich mich überzeugt. Bis ich Motorenlärm hörte, blieb ich bei ihm. Von weitem sah ich, wie die Polizei erschien und der Krankenwagen ihn abholte. Das ist alles, was ich weiß."

Der Oberleutnant schaut Emmisch lange und prüfend an. Er ist überzeugt, daß der junge Mann die Wahrheit gesagt hat. Ein Blick auf die Serviererin verrät ihm, daß sie genauso erleichtert ist wie ihr Freund.

„Hätten Sie nur gleich Vertrauen zu uns gehabt. Trotzdem danke ich Ihnen — und das ist wohl Fräulein Vilmas Verdienst, daß Sie überhaupt den Weg zu uns gefunden haben."

„Muß ich nun doch vor Gericht aussagen?“ fragt Emmisch ängstlich.
„Das wird sich nicht umgehen lassen, aber seien Sie ohne Sorgen. Mit einem Zeugen geht das Gericht schonungsvoller um als mit Angeklagten. Ihnen werden bestimmt keine Nachteile entstehen.“
„Und daß ich so lange geschwiegen habe?“
„Das ist zwar ein kleiner Wermutstropfen, aber menschlich zu verstehen“, tröstet der Oberleutnant.
Emmisch will sich der Tür zuwenden, da versperrte ihm Vilma den Weg.
„Aber Gert! Du wolltest doch restlos reinen Tisch machen. Sag es selbst, bevor er es sagt.“
„Ach ja, das hätte ich beinahe vergessen“, sagt Emmisch und dreht sich zum Oberleutnant um. „Der Wenzel will mich anzeigen, wenn ich quatsche.“
„So?“ fragt Schröder amüsiert. „Und wie lautet seine Beschuldigung?“
„Körperverletzung.“
„Dann hat er die blauen Veilchen von Ihnen?“ fragt Schröder schmunzelnd. „Wie kam es dazu?“
„Ich war auf der Toilette, als Sie Vilma ins Vereinszimmer holten. Da sah ich, wie Wenzel über den Hof zum Holzstall ging. Ich ihm nach, habe ihm auf den Kopf zugesagt, was passiert war und was ich wußte. Da verlor er die Nerven, wurde wütend wie ein Stier und stürzte sich auf mich. Was kann ich dafür, daß ich stärker bin? Ich habe mich zunächst nur verteidigt, aber dann dachte ich an den armen Scholl und geriet auch in Wut... Kann er mir daraus einen Strick drehen?“
„Kaum“, beruhigt Schröder den jungen Mann. „Wenzel hat zu Protokoll gegeben, daß er vom Holzboden gestürzt sei, und das Protokoll hat er eigenhändig unterschrieben.“

Erleichert verlassen Emmisch und seine Freundin Vilma das Dienstzimmer der Kriminalpolizei.
Schröder sieht ihnen nach, bis die Tür ins Schloß fällt.
„Sehen Sie, Genosse Hahn, das ist die Sonnenseite in unserem Beruf. Leider kommt es nicht allzu häufig vor, daß jemand so glücklich dieses Zimmer verläßt."
„Wem sagen Sie das, Genosse Oberleutnant", antwortet Hahn anzüglich.
„Aber die beiden sind glücklich. Auch ohne großen Pomp. Nur weil sie sich lieben und einander brauchen. Wenn mich nicht alles täuscht, führt sie ihr Weg bald zum Standesamt. Nehmen Sie sich ein Beispiel, Genosse Hauptwachtmeister!"
„Ist das ein dienstlicher Befehl, Genosse Oberleutnant?"
„Bewahre! Nur ein väterlicher Rat."

Im Zimmer des K-Leiters findet ein längeres Gespräch statt. Die Sekretärin hat Anweisung, niemanden hineinzulassen. Außer dem Oberleutnant sind der ABV Unterleutnant Jakobi und Hauptwachtmeister Hahn anwesend. Der ganze Fall wird durch Schröder noch einmal aufgerollt und analysiert. Dann veranlaßt er, daß der ABV und der Hauptwachtmeister — ausgestattet mit einem Hausdurchsuchungsbefehl — den „Grünen Kranz" aufsuchen.
Schröder glaubt sich dem Ziel nahe, gibt den beiden seine Vermutungen mit auf den Weg und hofft... auch auf ein Quentchen Glück.

Andrea Heinrich fährt mit ihrem Trabant vor und parkt ihn auf dem nahe gelegenen Parkplatz. Sie ist sehr erregt, betritt grußlos das Dienstzimmer, pflanzt sich vor dem Schreibtisch des Oberleutnants auf und schwenkt eine Karte in der Hand.

„Warum schicken sie mir diesen Wisch?“ begehrt sie auf. „Ist das eine Art, friedfertige Bürger zu belästigen? Meinen Sie, ich hätte nichts anderes zu tun, als meine Zeit mit Ihnen zu vertrödeln?“

Die Sekretärin sitzt am Rauchtisch und stenographiert eifrig mit.

Des Oberleutnants Stimme bleibt ruhig. „Ich will Sie nicht belästigen, Fräulein Heinrich, sondern einen Unfall mit Todesfolge und einen Einbruch aufklären. Dazu benötige ich wahrscheinlich Ihre Hilfe.“

„Was sollte ich Ihnen helfen können!“ entgegnet Andrea gereizt. „Sie haben mich doch schon befragt, und ich habe Ihnen Rede und Antwort gestanden. Also bitte, was wollen Sie denn noch von mir?“

„Offentsichtlich gingen Ihre Auskünfte — um es gelinde auszudrücken — etwas an der Wahrheit vorbei.“

Wieder braust Andrea auf. „Wollen Sie damit zum Ausdruck bringen, daß ich gelogen hätte? Das ist ja doch wohl die Höhe!“

„Stimmt. So kann man es auch nennen.“ Schröder lächelt. „Und nun wollen wir es so halten, daß ich die Fragen stelle, und Sie antworten. Nehmen Sie bitte Platz!“

Der letzte Satz klang nicht mehr sehr freundlich, und Andrea gehorcht widerspruchslos.

Schröder scheint mit der erzielten Wirkung zufrieden. „Ich habe mich neulich in Ihrer Wohnung umgesehen. In Ihre Einrichtung haben Sie eine Menge Geld investiert...“

„Genügt Ihnen meine Erklärung nicht, die ich Ihnen gegeben habe?“ reagiert Andrea schnippisch.

Schröder überhört scheinbar den Einwand. „Außerdem kauften Sie sich für achttausend Mark einen Trabant 601.“

„Ist es jetzt schon in der DDR verboten, einen Wagen zu besitzen?“ fragt sie sarkastisch.
Wieder lächelt Schröder. „Wenn er auf legale Art und Weise erworben wird, nicht.“
„Wollen Sie mir damit unterstellen, daß meiner nicht legal erworben ist?“
„Das haben Sie gesagt. Noch behaupte ich gar nichts. Aus diesem Grunde sind sie hier, damit wir das feststellen.“
Andrea legt sich beruhigt in den Sessel zurück. Ihre Miene zeigt ein überlegenes Lächeln. „Meine Geldquellen nannte ich Ihnen. Was wollen Sie noch von mir?“
Schröder hält es nicht mehr auf seinem Stuhl. Er geht um seinen Schreibtisch herum und setzt sich auf die Schreibtischkante. „Sehen Sie, und da ist der Haken. Die Vermögensverhältnisse Ihrer Eltern, die Sie so priesen, sind äußerst dürftig. Haben Sie nicht damit gerechnet, daß wir das nachprüfen? Und was die Erbschaft von Ihrer Großmutter angeht... das war wohl nichts. Die eine starb vor zwanzig Jahren, die andere lebt im Altersheim.“
Andrea ist fahl geworden, gibt sich aber gefaßt. „Was sagt das schon? Muß ich der Polizei denn alle privaten Intimitäten auf die Nase binden?“
„In diesem Falle sollten Sie es tun, sonst müßten wir Schlüsse ziehen, die Sie in einen bösen Verdacht bringen.“
„Da bin ich aber gespannt.“
Schröder wartet ein Moment, dann fragt er: „Sie wissen, daß Scholl gestorben ist?“
„Ich weiß es.“
„Bewegt Sie das gar nicht? Es bestand ja immerhin ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Ihnen. Er war doch Ihr Freund... oder?“

Andrea zieht verächtlich die Mundwinkel nach unten. „Freund ist übertrieben. Wir waren gut bekannt. Mehr auch nicht. Natürlich stimmt mich sein Schicksal traurig, aber erwarten Sie, daß ich in Schwarz gehe und mich als Witwe fühle? Daß er seinen Verletzungen erliegen könnte, darauf war jeder gefaßt. Nun ist es auch eingetroffen."

„Gut, lassen wir Ihre oberflächlichen Gefühle außer acht", bemerkt Schröder. „Eine andere Frage: Haben Sie von Scholl Geld erhalten?"

Nun legt Andrea — wie es Schröder scheint — eine viel zu lange Denkpause ein. Schließlich fragt Sie: „Wie kommen Sie bloß darauf?"

„Antworten Sie!"

„Er hat mir kein Geld geschenkt, wenn Sie das meinen."

„Ich weiß aber aus sicherer Quelle, daß er an Sie sechstausend Mark überwiesen hat."

„Wenn Sie es wissen, warum fragen Sie?" höhnt Andrea. „Aber zu Ihrer Beruhigung, das Geld war nicht geschenkt, sondern geliehen. Mir fehlten dringend die sechstausend Mark, und Heinz hat sie mir freundlicherweise geborgt. Völlig zinsfrei, zugegeben."

„Wer gern borgt, bezahlt nicht gern. Über so einen großen Betrag gibt es doch sicherlich eine schriftliche Abmachung?" will der Oberleutnant wissen.

„Die gibt es nicht. Heinz vertraute mir, und er wußte, daß ich ihm das Geld zurückzahlen würde, sobald ich es flüssig habe."

„Und die zweitausend Mark, die Sie zusätzlich für den Kauf Ihres Wagens benötigten, hatten Sie gespart?"

„Selbstverständlich."

„Es gab nicht etwa noch eine weitere Geldquelle?"

„Gab es nicht."

Oberleutnant Schröder wechselt das Thema. „Wie war

das nun am Montag? Erzählen Sie mir etwas über die Streitereien, die Scholl angezettelt hat."
Andrea gibt unwillig Antwort. „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Heinz sich Rechte auf mich angemaßt hatte und immer eifersüchtig war, wenn ich mit jemand anderem sprach."
„Ein Zeuge hat ausgesagt, daß von bestimmten Schlüsseln, von Geld und der Polizei die Rede war."
„Der Emmisch spinnt!" behauptet Andrea entschieden. „Bestimmt hatte er wieder einmal zu sehr ins Glas geguckt. Es wäre ja nicht das erste Mal."
Da steckt ein Wachtmeister den Kopf durch den Türspalt. „Herr Wenzel ist da, Genosse Oberleutnant."
„Soll einen Augenblick warten", sagt Schröder und wendet sich wieder Andrea zu. „Eine vorerst letzte Frage, Fräulein Heinrich. War vielleicht doch von den Schlüsseln des verunglückten Herrn Heiße die Rede?"
„Nein!"
Der Oberleutnant deutet mit einer kurzen Handbewegung zur Tür. „Warten Sie bitte im Vorzimmer!"
Andrea sieht ihn erstaunt an. „Warum das...? Meinen Sie, ich habe meine Zeit gestohlen?" versucht sie ein letztes Mal aufzutrumpfen.
„Ich sagte, warten Sie im Vorzimmer!" wiederholt Schröder schärfer, und sein Ton duldet keinen Widerspruch. Ein hartgesottener Brocken, diese feine Dame, denkt er.

Horst Wenzel ist ins Dienstzimmer beordert.
„Was verschafft mir die Ehre dieser Vorladung? Wir hatten doch schon das Vergnügen."
Man sieht ihm an, daß er seine Nervosität zu überspielen versucht.
„Warum Sie hier sind, Herr Wenzel, werden Sie augen-

blicklich erfahren", meint Schröder. „Nur ein wenig Geduld! Ansonsten überlassen Sie mir alle weiteren Fragen, klar?"
Vorbei ist es mit Wenzels Forsche. Er nickt betreten und eingeschüchtert.
„Sie wissen, daß Scholl seinen Verletzungen erlegen ist?"
„Ich habe es gehört. Tut mir leid. Schade um den Scholl", sagt Wenzel leise.
„So, das tut Ihnen leid... Obwohl Sie ihn überfahren haben?" geht Schröder schnurstracks auf sein Ziel zu.
Der junge Mann sitzt wie erstarrt auf seinem Stuhl, aber dann wird er lebendig. „Nein, nein!" schreit es aus ihm heraus. „So war es nicht... bestimmt nicht!" Seine Stimme klingt weinerlich. „Glauben Sie mir, es war ein Unfall. Scholl hat ihn selbst verursacht. Er ist mir direkt ins Motorrad gelaufen. Dafür gibt es sogar einen Zeugen... Den Emmisch, der hat es genau gesehen... Sie können ihn fragen."
„Warum sind Sie Scholl überhaupt nachgefahren?"
„Ach, nur so... Es ging um was Persönliches", versucht Wenzel auszuweichen. „Ich wollte Klarheit, reinen Tisch machen. Er sollte seine Finger von der Andrea lassen. Ich war zuerst mit ihr befreundet, und er hat sich dazwischengedrängt... Mit ihm war nicht zu reden. Er lief davon, ich ihm nach, gab Gas, und er ist mir in die Maschine gelaufen."
Schröder schaut mißbilligend auf Wenzel. „Und Sie haben ihn einfach liegenlassen, nichts unternommen, was dem Verunglückten helfen konnte... Im Gegenteil, Sie täuschten vor, daß Scholl selbst den Unfall verursacht hatte, indem Sie die Maschine am Unfallort zurückließen."

„Ich dachte, er sei tot", erklärt Wenzel kleinlaut. „Da konnte ich doch nicht mehr helfen. Außerdem war ich so kopflos, daß ich nur gerannt bin. Ich wußte nicht, was ich tat... muß wohl unter Schockwirkung gestanden haben... Emmisch leitete ja alles Notwendige in die Wege. Mehr hätte ich auch nicht tun können."
„Das erfuhren Sie aber erst durch die faststarke Erklärung, mit der Emmisch bei ihnen seine Visitenkarte hinterließ. Sie entschuldigt Emmischs Fürsorge und seine notwendige Umsicht in keiner Weise."
Wenzel ist nun klar, daß Emmisch bereits seine Aussage gemacht hat.
„Wie erklären Sie sich eigentlich, daß Fräulein Heinrich Sie quasi sitzenließ und sich Heinz Scholl zuwandte?" hört er den Oberleutnant fragen.
Wenzel zögert mit der Antwort. „Was weiß ich?" meint er schließlich.
„Ich will Ihnen gern auf die Sprünge helfen", sagt der Oberleutnant. „Uns ist bekannt, daß die hübsche Dame einen hohen Verschleiß an Geld hat, und ihr Herz gewinnt man nicht durch Liebe, sondern durch große Scheine. Wer ihr am meisten bieten kann, bei dem bleibt sie eine Weile. Wahrscheinlich hat ihr Scholl mehr bieten können als Sie. Also, wieviel Geld hat sie von Ihnen erhalten?"
Wieder zögert Wenzel mit der Antwort. Nach weiterem Drängen gibt er zu: „Dreitausend Mark."
„War das Ihr eigenes Geld?"
„Das ist es ja. Es gehört meinem Vater. Wenn der dahinterkommt, schlägt er mich grün und blau."
Etwas ironisch meint der Oberleutnant: „Was Ihre Vorliebe für die Farbenpracht anbelangt, kann sich da kaum noch was verändern... Sagen Sie, gibt es für die dreitausend Mark eine schriftliche Abmachung?"

„Nein."
„War das nicht ein bodenloser Leichtsinn?"
„Mit so was hätte ich Andra nicht kommen können. Ich durfte doch das Vertrauen nicht mißbrauchen. Das hätte sie mir übelgenommen."
In diesem Moment betreten der ABV und Hahn den Raum. Der Hauptwachtmeister öffnet seine Tasche und breitet eine Schmucksammlung auf dem Schreibtisch aus, bei deren Anblick Wenzel in sich zusammensackt, die Hände vor das Gesicht hält und zu schluchzen beginnt.
„Fundort?" fragt Schröder.
„Sie hatten den richtigen Riecher, Genosse Oberleutnant", antwortet der ABV, „auf dem Holzboden. Tatsächlich, eine lebensgefährliche Angelegenheit."
„Herr Sander hat seinen Schmuck sofort erkannt", ergänzt Hahn, „aber einige Ringe und Kolliers — im Werte von achtzehntausend Mark — fehlen. Und natürlich der goldene Schlangenarmreif."
Schröder nickt. „Der Holzboden ist, nach allem, was man über ihn erfahren hat, ein geeignetes Versteck. Herr Wenzel warf ihn selbst in die Debatte, nicht wahr? Wir hatten Sie übrigens schon länger im Verdacht. Glauben Sie uns, wir lesen auch die Lokalpresse. Niemand — außer Herrn Sander, Frau Scholl und der Polizei — konnte wissen, daß der bei Scholl gefundene Schmuck ein goldener Schlangenarmreif war. Frau Scholl und Herr Sander hatten es Ihnen nicht gesagt, die Polizei sagte es Ihnen erst recht nicht. Sie aber bestimmten den Schmuck so präzis, als hätten Sie ihn gesehen. Hatten Sie auch, denn nur der Einbrecher kannte ihn. Sie steckten ihn Scholl zu, weil sie glaubten, er sei tot. Dadurch mußte der Verdacht auf den Verunglückten fallen. So kopflos, wie Sie uns weismachen wollen, waren Sie gar nicht, im

Gegenteil. Das war kalte Berechnung! Nun erleichtern Sie sich... Ich warte auf Ihr Geständnis!"
Wenzel hebt langsam seinen Kopf. Aus — vorbei, denkt er. Seine Augen sind gerötet, und mit belegter Stimme beginnt er: „Mit Heißes Autounglück fing alles an. Andrea war häufig in der Wirtschaft, und ich gewann den Eindruck, daß sie wegen mir kam. Wir freundeten uns an. Mir gefiel das Mädchen, das durch ihre Schönheit alle Blicke auf sich lenkte. Ich war mächtig stolz, daß gerade ich es war, für den sie sich entschieden hatte. Nach einiger Zeit forderte sie Geld von mir..."
„Begründete sie ihre Forderung?" will der Oberleutnant wissen. „Sagte sie, wozu sie das Geld benötigte?"
„Ja. Durch einen Gelegenheitskauf könnte sie preiswert einen fast neuen Trabant bekommen... Ich war so verliebt, daß ich mir gleich Gedanken machte, wie ich zu Geld kommen könnte. Da kam der Zufall zu Hilfe. Mein Vater beauftragte mich eines Tages, Geld zur Kasse zu bringen. Die dreitausend Mark unterschlug ich. Vater vergaß, mich nach den Belegen zu fragen, und so blieb das bis heute unentdeckt. Ich gab Andrea das Geld, aber ihr genügte das nicht. Unser Verhältnis bekam einen Knacks. Ihr ging es bloß um das Geld, kapierte ich, nicht um mich."
„Dann kreuzte Scholl auf?"
„Ja, Scholl konnte mehr bieten. Mit sechstausend Mark ‚kaufte' er sie. Es kam zwischen uns zu Auseinandersetzungen. Dabei versprach sie mir, den Scholl zu verlassen, wenn ich ihr mehr Geld beschaffen könnte..."
„Und dann planten Sie den Einbruch?"
„Zu der Zeit noch nicht. An einem Abend kam Andrea auf mein Zimmer und zeigte mir das Schlüsselbund, das Heiße kurz vor dem Unfall bei ihr liegengelassen hatte. Jedenfalls behauptete das Andrea. Das Bund legte sie

mir auf den Tisch und deutete an, daß es so eine Art ‚Sesam, öffne dich' sei. Zuerst verwarf ich energisch den Gedanken, aber Andrea ließ es mich fühlen. In meiner Anwesenheit war sie besonders nett zu Scholl und machte mir gegenüber anzügliche Bemerkungen. Wenn wir allein waren, kam sie immer wieder auf ihren Vorschlag zurück. Ich wollte sie nicht verlieren, ich war wie verrückt nach ihr und war schließlich einverstanden..."

„Mit diesen Schlüsseln kamen Sie aber nicht an den Tresor heran."

„Wenzel holt tief Luft. „Das sagte ich ihr auch, aber sie war darauf vorbereitet. Vom Tresorschlüssel hatte sie einen Abdruck. Den gab sie mir. Wir haben einen ähnlichen Tresor, und es fiel mir nicht schwer, ihn nachzufeilen."

„Wie kam sie zu den Abdruck?"

„Sie hat Heiße mal besucht, als Sanders Urlaub hatten. Bei einer günstigen Gelegenheit hat sie den Abdruck gemacht. Sie prahlte jedenfalls damit."

„Warum beauftragten Sie Scholl mit dem Abdruck des Hoftorschlüssels?"

„Scholl war einige Male dabei, als Andrea Anspielungen gemacht hatte. Scholl konnte etwas aufgeschnappt haben. Damit er nichts ausplaudern konnte, mußten wir ihn mitschuldig machen. Das war Andreas Idee. Wir sagten ihm, daß wir Emmisch einen Schabernack spielen wollten. Weil es auch Andreas Wunsch war, ließ er sich nicht lange bitten."

„War Fräulein Heinrich beim Einbruch anwesend?" fragt Schröder.

„Nein. Sie kundschaftete nur aus, wo Sanders ihr Wochenende verbringen. Darüber wußte sie genau Bescheid. Am Sonnabend war es dann soweit."

„Und wo befindet sich der fehlende Schmuck?"
„Andrea hatte in Berlin-Friedrichshagen einen Makler kennengelernt. Er heißt Hubert Groß. Da habe ich ihn hingebracht und sechstausend Mark erhalten. Ich gab sie sofort Andrea, weil sie doch das Geld für den Wagen benötigte. Keinen Pfennig behielt ich für mich. Das können Sie mir glauben."
„Duplizität der Ereignisse?" fragt Schröder seinen Hauptwachtmeister. „Hubert Groß, Friedrichshagen?"
„Der Geliebte von Frau Sander!" erinnert sich Hahn. „Die schöne Andrea hat er kennengelernt und der bisherigen Geliebten den Laufpaß gegeben."
„Richtig. Wie das Leben so spielt!"
Schröder geht zur Tür und läßt Andrea eintreten. Sie schaut zu Wenzel, erkennt, daß er ausgesagt hat, und sieht ihre Felle davonschwimmen. Andrea Heinrich versteht es meisterhaft, ihre innere Erregung zu verbergen. Zum Oberleutnant meint sie arrogant: „Ich bin über alle Maßen neugierig, wessen Sie mich beschuldigen wollen!"
Oberleutnant Schröder meint gelassen: „Den leeren Schlauch bläst der Wind auf, den leeren Kopf der Dünkel... Das Gericht wird ihre Neugier befriedigen, Fräulein Heinrich."
Dann meldet er ein Telefongespräch nach Berlin-Friedrichhagen an.

Als der Oberleutnant eine halbe Stunde später das Vorzimmer betritt, traut er seinen Augen nicht. Hauptwachtmeister Hahn hält die Sekretärin eng umschlungen und küßt sie mitten auf den Mund.
„Was machen Sie denn da?" poltert er los.
Hahn läßt das Mädchen nicht aus seinen Armen. Nur im Küssen hält er inne, als er sagt: „Ich nehme mir ein

Beispiel, Genosse Oberleutnant. Wir haben Ihren väterlichen Rat befolgt und uns soeben verlobt."

„Na, dann viel Glück...! Die Liebe ist wie eine Spinne, die ständig an ihrem Netz arbeitet und bloß darauf wartet, daß sich jemand darin verfängt... Aber warum soll es euch besser gehen als mir?"

0,45

31235